



Dokumentation

## „Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Fachtagung der

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit

Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



---

Gefördert aus Mitteln des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend  
im Rahmen des Aktionsprogramm „Jugendbeteiligung“



„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007

---



## **Gliederung**

Grußwort Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz, Kultusminister Sachsen-Anhalt

Einführung Dr. Dorothea Kolland

### Podiumsbeiträge der Referenten:

Peter Grottian: Konzepte und Strategien zur gesellschaftlichen Teilhabe der Ausgeschlossenen

Heiner Keupp: Sozialpsychologische Dimension von Teilhabe

Max Fuchs: Kulturelle Teilhabe und kulturelle Bildung

Fishbowl-Diskussion Integrationspotentiale Kultureller Bildung

Dorothea Kolland,  
Max Fuchs,  
Roland Merten

### Impulsreferate aus den Werkstätten

Katrin Brademann Kulturelle Bildung an formalen Orten – Pflicht wider Wirkung

Dorothea Kolland Die Tür aufhalten – Wofür Kooperationen der kulturellen Bildung nutzen

David Chotjewitz: Biografie – (k)ein Spiel: Prekäre Lebenswelten und Kunst im Dialog

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



## Grußwort

**Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz**  
**Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt**

Sehr geehrte Frau Brademann,  
Sehr geehrter Herr Fuchs,  
verehrte Damen und Herren,

„Teile-Habe-Nichtse“, das ist ja ein Thema, das eine ganz geschickte Wortwahl beinhaltet, die anregt zu diversen Denkooperationen. Ich habe auch zwischendurch überlegt, ob es sich vielleicht um einen Fehler handeln könnte, dieser Zungenbrecher, den Sie der ganzen Tagung vorangestellt haben, der aber eine sehr interessante Fragestellung aufwirft. Nämlich die, wo denn die Partizipations- und Integrationspotenziale nun liegen? In der Kultur oder im Menschen?

Wenn nämlich der Bildungsbegriff dazwischen gesetzt wird, dann sind das nicht Potenziale der Kultur, sondern es sind Potenziale des Menschen, sofern und indem er sich bildet. Und die Kultur schafft dafür die Arrangements, die Anregung, die Inspiration, den Rahmen. Das ist eine wichtige Überlegung deswegen, weil mir immer wieder auffällt, dass moderne Bildungstheorien Integration, Partizipation, Chancengleichheit und Gerechtigkeit sozusagen sozialwissenschaftlich ableiten und an die Beschaffenheit von Institutionen binden. Dann wird die These aufgestellt: Gute Bildung findet dort statt, wo Institutionen Integration und Partizipation in gelingender Weise organisieren. In Wirklichkeit muss man die These umdrehen: Gute Bildung findet dort statt, wo Menschen die Möglichkeit haben, sich zu bilden.

Und dann kommt man plötzlich in Bezug auf die Kulturdiskussion auf eine etwas andere Ebene. Und da ist mir wieder aufgefallen, durch einen Rückblick über mehrere Jahre, dass ich oft an solchen Diskussionen über die Zukunft der Bildung an Schulen auch im Ausland teilgenommen habe und einen hochinteressanten Unterschied bemerkt habe: Die Diskussionen dort, wo ich sie im europäischen Ausland erlebt habe, verliefen immer so, dass man sich darüber vergewisserte, was können wir? Während die Diskussionen bei uns immer darüber verlaufen, was wir nicht können. Dadurch haben wir auch diese merkwürdige Inflation des Wörtchens eigentlich. Wir haben uns daran gewöhnt, auch in Kulturdiskussionen. Und daher fordere ich, ganz schnell die Kurve zu kriegen. Weg von den Diskussionen um die nicht vorhandenen Bedingungen, die wir uns eigentlich wünschen. Denn damit schaffen wir nur eine Instanz, die dafür verantwortlich ist, dass wir nicht so können, wie wir wollen. Die Verantwortung ist delegiert, sie ist anderswo, ist außerhalb unserer selbst, die Instanz im Übrigen meist anonym, also die Politik sorgt nicht dafür und deswegen können wir nicht. Und eine solche Diskussion kann nur funktionieren, wenn wir uns darüber austauschen was wir können.

All unser Können ist immer mit Begrenzungen höchst unterschiedlicher Art konfrontiert. Keiner von uns ist im Stande, seine Intentionen zu verwirklichen und zu verfolgen ohne mit

Begrenzungen konfrontiert zu werden. Das sind Begrenzungen von allen denkbaren Seiten. Es geht überhaupt nicht immer nur um Geld. Wir sind begrenzt von oben bis unten, von links nach rechts, von quer nach längs. Und nun ist die Frage: Stellt man die Begrenzungen in den Vordergrund und leitet daraus ab, dass man nicht kann, obwohl man eigentlich will? Oder beurteilt man diese Koordinaten, unter denen unser Handeln stattfindet aufgeklärt, kritisch und vernünftig und leitet aus diesen Rahmenbedingungen, vor allem aber aus sich selbst heraus her, was man will und was man kann? Das ist für mich ein ganz wichtiger Punkt, denn wir werden uns sonst immer im Kreise drehen, weil die idealen Voraussetzungen und sozusagen „unlimited“ Geld, um das zu machen, was man wirklich gern machen würde, hat es noch nie auf der Welt gegeben und ich habe auch den Eindruck, dass sie uns nicht unmittelbar bevorstehen. Um ganz offen zu sein, ich wollte damit alles andere als Pessimismus verbreiten, aber ich wollte darauf aufmerksam machen, dass unsere Diskussionen über das Integrations- und Partizipationspotenzial von Kultur und kultureller Bildung zunächst einmal im Menschen selbst anzusiedeln und zu vermuten sind, letzten Endes immer in einem System von Begrenzungen stattfinden und dass die eigentliche Herausforderung ist, das zu tun, was wir können und nicht zu resümieren, was wir nicht können.

Im Übrigen fiel mir in Diskussionen auf, dass wir unsere Wahrnehmung - auch ein merkwürdiges und irgendwie deutsches Phänomen - immer am Nichtgelingenden festmachen und nicht am Gelingenden. Auch fatalerweise in unseren Diskussionen über Schule, gute Schule oder schlechte Schule, münden ganz automatisch im massenhaften Eindruck, wir hätten nur schlechte Schulen und es ginge überall bergab. Als hätten wir eine Jugend, die nur beunruhigend ist und wir stellen fest, dass es unglaublich viele Ausbildungsabbrecher gibt und vergessen darüber, dass 80% der jungen Leute ihre Ausbildung tadellos und erfolgreich absolvieren. Über die reden wir gar nicht mehr.

In der Diskussion über Rechtsextremismus können sie heute mit einer Hakenkreuzschmiererei wesentlich mehr Aufmerksamkeit in den Medien erzeugen, als mit 500 aufrechten Antifaschisten die sich dagegen stellen. Das sind alles Dinge, die mir die Überlegung nahe legen, ob wir nicht in einer neurotischen Gesellschaft leben. Und dann sind wir als Kulturmenschen immer noch aufgefordert, die Neurosen nicht aufzunehmen, sondern mit einem etwas lichterem Geist die Dinge zu betrachten und auch Verhältnisse in ihrer Relation zueinander zu bemerken, denn auch das hat mit Kultur und mit Ästhetik zu tun.

Ich freue mich sehr über die Initiative zu dieser Tagung und bedanke mich bei den beiden Trägerorganisationen. Ich muss meine persönliche Verbundenheit, gerade zu den beiden Organisationen, die diese Tagung organisiert haben, nicht extra noch mal sagen. Wo immer ich kann, wirke ich auch mit und ich habe mit großer Freude in diesem schönen Buch „Kinder zum Olymp“ selber mal ein wenig mit ihnen gemeinsam darüber nachgedacht, was eigentlich Kultur und kulturelle Bildung sind. Die Quintessenz daraus war, dass Bildung immer kulturelle Bildung ist. Anders ist sie gar nicht vorstellbar, es sei denn wir würden sie auf den puren Transfer von Wissen beschränken, das anschließend abgefragt wird und dann bilden wir uns einen Eindruck darüber, ob die Abgefragten gebildet wären oder etwa nicht.

Übrigens PISA macht es etwa so, weshalb ich auch immer davor warne, aus den PISA Ergebnissen darauf zu schließen, ob wir gute Schulen haben oder nicht. Denn es kann im Umkehrschluss bedeuten, dass immer mehr Schulen versuchen, sich in diesem Benchmarking-Kult darum zu bemühen, möglichst PISA konforme Ergebnisse zu erreichen. Eine Schule, die sich darauf konzentriert PISA konforme Ergebnisse zu erreichen, wird eine ganz merkwürdige und hochgradig reduzierte Schule. Also eine beunruhigende sogar, denn eine gute Schule ist ganz entschieden mehr. Gleich wohl die Kompetenzmerkmale, die hinter den Fragen und Erhebungen der PISA Studien stehen, natürlich auch unverzichtbar sind. Nur eine gute Schule ist ganz entschieden mehr, darauf wollte ich hinaus.

Man sieht, dass Kultur und Bildung geradezu implizieren, uns in die Lage zu versetzen, unsere Verhältnisse zueinander in einer kultivierten Weise zu gestalten und selbst Ausdruck zu geben, Ausdrucksformen zu vermitteln und miteinander kommunikations- und kooperationsfähig zu sein. Dass wir dies in ganz verschiedenen symbolischen Zeichensystemen machen, ist ganz klar, unter anderem eben auch in der Gestalt der Kunst, die ja eigentlich nicht dem Zweck der Bildung ausgesetzt werden sollte, sondern Kunst und Bildung selbst sind Zweck. Weshalb übrigens auch Künstler völlig zu Recht sagen, Kunst sei gar keinem Zweck verpflichtet. Sie lebt um ihrer selbst willen und wenn ich das mit dem alten Humboldtschen Bildungsgedanken verbinde, dann ist da was dran. Auf der anderen Seite bleibt immer das Problem der Operationalisierung.

Es gibt drei Punkte auf die ich in diesem kleinen Grußwort gerne eingehen möchte. Vorbemerkung: Kulturelle Bildung ist nicht von ungefähr ein Hauptthema der Enquete Kommission des deutschen Bundestages „Kultur in Deutschland“. Die haben wir bitter nötig, übrigens haben wir auch bitter nötig uns darum zu bemühen, dass die Kultur in Deutschland wahrnehmbar wird und sichtbar. Sie ist im Moment eher 16-fach geteilt und tritt im Ausland, insbesondere in Brüssel schmunzelt man darüber, in einer Weise auf, dass man gar nicht so recht weiß, was sind eigentlich die Trends, die Entwicklungen der Kultur und Kunst in Deutschland. Deswegen bedauere ich übrigens auch, dass die Fusion der beiden Kulturstiftungen nicht zustande gekommen ist. Ich hätte das ausgesprochen intelligent und spannend und charmant gefunden, wenn diese merkwürdigen Ebenenteilungen, die wir hier haben, zwischen Zuständigkeit vom Bund und Zuständigkeiten von Ländern sich hätten in guter Weise auflösen lassen, in der Formulierung einer gemeinsamen - in der Politik sagt man gesamtstaatlichen - Aufgabe und über diese Ebene die ganze Vielfalt der Kultur dann in den Ländern gepflegt und befördert hätte. Aber das hat sich aus irgendwelchen Gründen nicht machen lassen.

Zweite Vorbemerkung: Kulturelle Bildung beschäftigt seit einigen Jahren die Kultusministerkonferenz. Es wird gerade auf der Ebene der Amtschefs daran gearbeitet, Empfehlungen für die kulturelle Kinder- und Jugendbildung herauszugeben und das halte ich für den Dreh- und Angelpunkt. Ich habe neulich einen wunderbaren Spruch in der Stadtbibliothek Halle gelesen, der mit der kulturellen Bildung zusammenhing. Auf einem riesengroßen Plakat stand: „Schock deine Eltern, lies ein Buch“. Im ersten Moment war ich erschrocken, doch eigentlich ist es vollkommen richtig, das muss so gesagt werden: „Schock deine Eltern, lies ein Buch. Schock deine Eltern, geh ins Theater.“ Denn es ist leider so, dass wir erst über die Kinder den Zugang zu den Eltern und die wiederum den Zugang zu den Theatern finden.

Dessau macht so ein Bonusprojekt, da erhält jedes Kind eine Theaterkarte zu einem enorm ermäßigten Preis, allerdings unter der Voraussetzung, es muss einen Erwachsenen mitbringen. Ist das nicht wunderbar? Das unterstützen wir ausdrücklich. Ich habe den jungen Leuten gesagt, wenn die Eltern nicht wollen nehmt einen Lehrer mit, die brauchen das auch. Aber auf jeden Fall muss man einen Erwachsenen mitnehmen, damit kann man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Die jungen Leute ansprechen, die das ausgesprochen witzig finden und abgesehen davon gibt es ein ausgesprochen schönes Jugendrepertoire, nicht nur in den Nachmittagstunden, auch abends. Gleichzeitig müssen sie zu Hause sagen: „Ich möchte so gern ins Theater, die Karte kostet nur einen Euro unter der Voraussetzung, dass jemand mitkommt.“

Die dritte Vorbemerkung: Viele Kulturinstitutionen und Verbände steuern seit Jahren wichtige Beiträge bei, dieses Thema Kulturelle Bildung auch virulent zu halten. Ich möchte hier beispielgebend nur die dritte Konzeption des deutschen Kulturrates „Kulturelle Bildung in der Bildungsreformdebatte“ benennen. Nun setze ich natürlich voraus, dass wir in unserer Diskussion davon ausgehen, dass jede Form von Bildung in unserer heutigen Zeit, und wahrscheinlich gilt das für alle Zeiten, auch früher, sich nicht mehr damit begnügen kann, nur

die unüberschaubare Masse von vorhandenem Wissen anzuzeigen oder nahe zu bringen, sondern dass es darum geht, Wissen zu kultivieren. Das ist übrigens für die Bildungsdefinition ganz interessant. Um nicht zu sagen der Bildungsbegriff bemisst sich nicht über die Feststellung der Menge verfügbaren Wissens, sondern über deren Güte. Dann kann man nämlich sagen, Wissen ist noch lange nicht Bildung, wenn auch Bildung ohne Wissen nicht vorstellbar ist. Aber Wissen allein ist noch keine Bildung, es ist der Rohstoff für Bildung und dieser Rohstoff bedarf der Veredelung. Und wer diesen Rohstoff Wissen veredelt, also kultiviert, kann mit etwas Glück, also nicht nur Glück, irgendwann von Bildung reden.

Da irren wir uns im Übrigen sehr oft, wenn wir uns heutige Lehrpläne angucken, die von einer geradezu unkultivierten Stofffülle sind, aber immerhin schreiben wir das jetzt mit drei F. Während das, was an Nachhaltigkeit an der Kultur des Lernens, des Verweilens zum Beispiel, des Wiederholens, des Festigens, alles kulturelle Aspekte des Lernens, zu kurz kommt. Ich kann umgekehrt sagen, ein völlig überfüllter Lehrplan dereguliert den Lernprozess und auch die Lernkultur.

Das ist einer der Gründe weshalb wir uns vorgenommen haben, und zwar aus Gründen kultureller Bildung, so weit hergeholt das jetzt auch scheinen mag, eine ganz radikale Lernplanreform im Bereich der Sekundarschule zu beginnen. Nach dem Grundsatz, das weniger am Ende entschieden mehr sein kann, wenn das was gelehrt wird wirklich eingeübt, gefestigt, wiederholt, in sinnvolle und kluge Lebenszusammenhänge eingebettet, immer wieder hinterfragt und langsam aufbauend dann miteinander verknüpft wird. Und die schönen alten Begriffe der Didaktik, mit denen ich noch ausgebildet worden bin, nämlich verweilen. Was für ein wunderbares Wort übrigens, es klingt wie ein Fremdwort heute in unserer enorm beschleunigten Mediengesellschaft, man muss fast erklären was verweilen ist.

Wir machen in Sachsen-Anhalt eine Menge für kulturelle Bildung in der Schule. Ich will ein Projekt nennen: „Bildende Künstlerinnen und Künstler in Schulen“ ist ein Projekt, dass das Ziel hat Künstlerinnen direkt zur Projektarbeit zur Bildenden Kunst in die Schulen einzuladen, mit Schülerinnen und Schülern gemeinsam künstlerisch tätig zu sein unter professioneller Anleitung, die Projekte dort während des Kunstunterrichts oder auch außerhalb des Unterrichts zu entwickeln und zu verfeinern. Wir haben auch hier den Schwerpunkt Sekundar- und Sonderschulen gesetzt. Ein ganz wichtiger Punkt, gerade auch weil er sich an junge Leute richtet, die wir übrigens nicht zu schnell einteilen sollten in arm und reich oder gebildet und ungebildet. In diesen Antipoden spielt sich das Leben nicht ab, also wenn wir nur noch die Extreme wahrnehmen, wenn wir die große Mehrheit ihrer Bedürfnisse, Entwicklungen, Trends unter Umständen schlicht und ergreifend zu verpassen drohen.

Abgesehen davon, dass auch der Armutsbegriff in Deutschland merkwürdig diskutiert wird, denn wir reden ganz selten von kultureller Armut. Das ist die eigentliche Armut in einem Land wie Deutschland, denn materielle Armut, die wird bei uns berechnet mit 50% des Durchschnittseinkommens und darunter ist man dann arm. Aber gemessen am übrigen Zustand der Welt kann man in Deutschland gar nicht von Armut reden, aber man kann und muss von Bildungsarmut reden, von kultureller Armut, von Begegnungs- und Anregungsarmut, von Armut an Kreativität und Inspiration. Das sind unsere eigentlichen Probleme, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen und man darf nicht vergessen, dass kulturelle Armut auf die Schicht zu begrenzen ist, die wir neuerdings Prekariat nennen.

Dieser Ausdruck kommt aus dem Französischen und ist da offensichtlich ein eingeführter Begriff. Mich beschleicht bei solchen Begrifflichkeiten das Gefühl, ob wir nicht womöglich zynisch sind, wenn wir vom Prekariat reden. Denn damit haben wir es endgültig klassifiziert, deklariert und akkreditiert und dann ist es einfach da. Das muss uns eigentlich in ganz anderer Weise herausfordern, dass es möglicherweise sogar eine wachsende Anzahl von Kindern und jungen Leuten gibt, die unter wirklich prekären Lebensverhältnissen leben. Das

prekäre daran ist nicht immer nur das Materielle, möglicherweise primär etwas anderes als das Materielle, denn man weiß ja zum Beispiel, dass Kinder aus unteren Einkommensniveaus, was die Elternhäuser betrifft, den höchsten Ausstattungsgrad an Fernsehern und Computern haben. Da kann ich mit einem materiellen Armutsbegriff nicht weiter kommen.

Dann gibt es wieder Kollegen, die die Theorie entwickeln die Wirkungen seien linearer Natur, also Medien und Fernsehen bewirken unmittelbar kulturelle Armut, in dem sie Armut sozusagen kulturell verbreiten. In Wirklichkeit läuft der Mechanismus anders. Sie hindern daran, etwas Vernünftiges in der Zeit zu tun und darüber erfolgt die Verarmung und Verwahrlosung. Nicht so sehr über die Medieninhalte, sondern weil sie in der Zeit nichts anderes sinnvolles in der Natur, mit Freunden oder in der Kultur unternehmen. Insofern hat das Fernsehen keine aktive Rolle dabei sondern, so paradox das klingt, es hält die jungen Leute davon ab, etwas anderes zu tun, was sie fordern, herausfordern, ermutigen könnte, dass sie in ihrer Selbstgewissheit bestärkt, in ihrer Selbsterfahrung begleitet und sie voranbringt.

Wir haben in Sachsen-Anhalt einige Projekte. Ein zweites ist „KLATSCH“: Kulturelles Lernen an Theatern und Schulen. Ein Projekt mit Zusammenarbeit zwischen freien Theatern und Schulen. Wir haben drittens das Projekt „Kultur in Schule und Verein“, ein ausgesprochen erfolgreiches Programm. Es gibt nur wenige Bundesländer, die sich solche Programme leisten. Wir fördern das jährlich mit 200.000 Euro mit dem Ziel, Schülerinnen und Schüler, Eltern und Lehrkräfte über kulturelle Bildung, über Kulturangebote im öffentlichen Leben zu informieren und die Beteiligung von Schülerinnen und Schülern an kulturellen Angeboten im schulischen Rahmen, aber auch in der Region bei Vereinen zu erhöhen und das auch auf eine Basis von Vereinbarungen zu stellen, damit es verbindlich wird. Nämlich Vereinbarungen zu schließen zwischen Schulen und einem kulturell tätigen Verein, der dann die Möglichkeit bietet, kontinuierlich Begegnungen innerhalb und außerhalb der Schule mit kulturellen Projekten zu verwirklichen. Es gibt eine ganze Reihe interessanter Beispiele für Kooperationsbeziehungen zwischen Schule und Kultur. Diese Programme werden bis zu 90 Prozent vom Land gefördert. Und gerade bei diesen Kooperationsprogrammen wird die Hälfte des Haushaltsansatzes, den wir dafür im Haushalt des Kultusministeriums haben, auf diese Kooperationsprogramme verwendet, so dass nicht nur die Schule selbst gefördert wird, sondern immer auch eine kulturelle Institution.

Ich komme zum Ende und freue mich über Ihre Initiative, die den Fokus auf kulturelle Bildung legt. Ich freue mich, wenn man vor allem dort, wo man etwas tun kann die Diskussion entwickelt und hoffentlich nicht nur entlang der Dinge, die man nicht verändern kann. Denn das nützt nichts. Außer dass man Verantwortung anonymisiert und verschwinden lässt, kann man damit nicht viel erreichen. Ich möchte die wissenschaftliche Tagung Teile-Habe-Nichtse hier im Bildungshaus Ottersleben damit eröffnen und wünsche Ihnen viel Erfolg sowie einen angenehmen Aufenthalt in Magdeburg und in Sachsen-Anhalt.  
Vielen Dank!

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



## Einführung

**Dr. Dorothea Kolland  
(Kulturamt Berlin-Neukölln)**

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie und wage mich an ein paar Vorbemerkungen für die Tagung. Bei einer Konferenz, die sich mit der Unterschicht befasst, ist man auf mich als Moderatorin gekommen. Vermutlich weil ich in Berlin Neukölln arbeite und Neukölln so etwas wie das Symbol für das Prekariat, ich liebe das Wort auch ungemein, in Deutschland geworden ist. Mal sehen, ob sich meine Erfahrungen mit Unterschicht mit den Ausgangspositionen der Tagungsteilnehmer decken. Ich danke für die Einladung. Ich finde den Titel Teile-Habe-Nichtse ziemlich genial. Er lässt viele Gedankenspiele zu und Titel, die Gedankenspiele anregen und zulassen, sind immer gut.

Außerdem finde ich, dass diese Konferenz einen gewissen Grad an Sensation hat. Und zwar ist es der Versuch, mehrere Systeme zusammen zu denken und zusammen sehen zu wollen. Es geht um das Sozialsystem und das System Kulturelle Bildung und ich werde mich bemühen das System Kunst und Kultur hier noch mit einzubringen. In Deutschland ist man ganz groß darin, diese Systeme zu trennen. Es gibt die Fachleute für das soziale System, es gibt die Fachleute für die Kultur und so weiter. Und wehe der Eine redet mit dem Anderen, dann häufen sich die Vorwürfe. Wenn man im Kunstsystem, was mein Heimatsystem ist, über soziale Konsequenzen nachdenkt, dann ist man derjenige der die Kunst instrumentalisiert und damit zweckentfremdet. Und für Menschen, die im Sozialsystem arbeiten und denken, für die ist Kunst und Kultur abgehoben und elitär, mit denen wollen sie nichts zu tun haben. Ich sitze nicht nur von Amtswegen, sondern auch meiner Überzeugung nach zwischen beiden Stühlen, weil ich denke, sie müssen zusammen gesehen werden. Ich habe mir schon viele Prügel eingeholt deswegen. Daher ein großes Kompliment an die Veranstalter zur Thematisierung.

Es ist zumindest für die BKJ nicht das erste Mal das sie versucht dieses zu tun, aber man muss es immer wieder tun. Das Problem besteht darin, dass wir immer weiter auseinanderdividiert werden. Die Jugendhilfe, so erlebe ich es in Berlin, hat zunehmend alles abgebaut, was mit Kultur nur im entferntesten Sinne zu tun haben könnte, eben weil es ja Luxus ist. Und die schulische Bildung schmeißt auch raus, was an Kultur möglich ist dank PISA.

Ich wäre glücklich, wenn unsere Bildungspolitiker ähnliche Positionen hätten wie Sie, Herr Minister Olbertz. Das hat mir sehr wohl getan, aber ich hätte Sie gern in Berlin mit so einer Position. Ich glaube in anderen Bundesländern ist es nicht viel besser, was dieses auseinanderdividieren anbelangt. Da wäre es wirklich wunderbar, wenn Sie auf der Ebene der Kultusministerkonferenz Ihre Position weiter durchkämpfen würden. Wir bauen auf Sie.

Wir erleben tagtäglich, dass dank PISA und der Kurzsichtigkeit die nach PISA kam, gerade in der Schule Kunst und Kultur rausgedrängt und zu überflüssigen Disziplinen erklärt werden.

In Berlin kann man jetzt nach dem zehnten Schuljahr aus der Schule kommen und sage und schreibe eine Stunde Musik oder bildende Kunst gehabt haben. Das ist ganz gewaltig und jeder von uns weiß, was man in einer Stunde machen kann, gerade in diesem Fach. Auf der anderen Seite ist das Wissen darüber, in welchen hohen Maßen kulturelle Bildung und ästhetische Erziehung zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen und auch Sekundärtugenden entwickeln.

Üben, üben, üben bedeutet Durchhalten lernen, Teamfähigkeit entwickeln, Querdenken trainieren. Dieses Wissen hat man. Und große Unternehmen wie Siemens und ähnliche fragen bei Einstellungstests: Haben Sie im Schulorchester gespielt? Haben Sie irgendwo mal in einem kreativen Schreibzirkel gearbeitet? Dort weiß man genau, wie wichtig es ist, dass man auch andere Fähigkeiten erprobt hat. Bloß offenbar haben unsere Schulen keine Ahnung davon, dass das wichtig ist, sonst würden sie es ja nicht rausdrängeln. Das Problem ist, dass da wo es alle Kinder erreicht, in den Schulen, viele Kinder gar nichts davon erfahren, dass es die Möglichkeiten überhaupt gibt.

Diese Tagung ist so strukturiert, dass zumindest am Anfang die Leute von der Kultur die Lernenden sein sollen und das ist gut so. Denn wir wissen, dass unsere Arbeit arge Schlagseiten zugunsten von Mittelschichtkindern und –jugendlichen hat. Zumindest was den Freizeitbereich und den Freiwilligenbereich angeht. Und wir wissen um die Rolle der fahrenden Mutti am Nachmittag, die ihre Kinder überall hinkarrt, wo Kinder sonst nicht hinkommen können. Wir wissen das, wir machen uns ständig Gedanken über dieses Problem, aber eine Lösung haben wir nicht.

Ein paar Gedanken zu den Ursachen. Das Kultursystem war lange zu arrogant, um sich um solche Randprobleme zu scheren. Der Kulturstaat Deutschland wird gemessen an seiner Hochkultur und die war lange Weltspitze, der Staffstab ist aber schon lange weggegeben worden. Nächstes Problem: Kultur für alle, also diese wunderbare Überschrift, die 25 Jahre über der Kultur hing, war letztendlich ein Grund dafür, dass das Problem verdeckt wurde. Zwar galt das Postulat „Kultur für Alle“, aber Kultur hat überhaupt nicht alle erreicht. Aber darüber hat man ob des Postulats gar nicht mehr nachgedacht. Drittes Problem: Die gesellschaftlichen Segregationsprobleme schreiten voran. Armut und Migration nehmen zu. Gott sei Dank wird jetzt akzeptiert, dass Einwanderungsbewegungen eine Tatsache für unser Land sind. Dann kommen wir jetzt auch zu den selber gemachten Problemen: Zuständigkeiten und Arbeitsteilungen werden immer feinmaschiger, Kooperationsunwillen auf institutioneller Ebene wird immer größer. „Das sind meine Kinder, mit denen darfst du nichts zu tun haben“ oder „Das sind meine am Vormittag, du darfst sie am Nachmittag haben“, das sind natürlich völlig absurde Situationen.

Dann ein Problem, das viele von uns sich nicht trauen einzugestehen: Viele von uns haben „Gutmenschentum“ als Hintergrund und damit wird man manchmal Größenwahnsinnig. Denn wir meinen, dass man mit toller Kulturarbeit grundlegende soziale Defizite beseitigen kann. Wir müssen es oft sagen, dass wir in der Lage sind das zu tun. Denn sonst würden wir überhaupt kein Geld mehr kriegen. Aber ehrlicher Weise wissen wir, dass wir in unseren Möglichkeiten sehr beschränkt sind. Doch wenn wir das zugeben, kriegen wir kein Geld mehr. Aber genau über das Problem müssen wir hier in der Konferenz reden. Auf der anderen Seite: Die Kenntnis und die Erfahrung der sozialen Defizite bringen uns oft zum Verstummen. Was nützen unsere Kulturprojekte, wenn am Ende einer Hauptschulkarriere ein Ausbildungsplatz pro Klasse wartet, wie ich es aus Neukölln kenne. „Warum sollen wir uns da überhaupt noch Mühe geben?“ Diesen Balanceakt zwischen Selbstüberschätzung und Verzweiflung erfahren wir tagtäglich. Wir, die wir an dieser Front der Arbeit im sozial problematischen Bereich, dem Unterschichtbereich arbeiten. Wir erleben diese Problematik jeden Tag, wenn wir mit Unterschichtkids arbeiten. Je nach Tagesform sind wir hoffnungsvoll oder ratlos.

Deshalb freue ich mich sehr, dass wir mit den beiden Referenten Peter Grottian und Heiner Keupp von grundlegenden sozialen und sozialpsychologischen Überlegungen ausgehen können, aber beide sind so stark in der gesellschaftspolitischen Praxis verankert, dass wir wohl keine reine Theorie zu erwarten haben. Ich hoffe auf Forderungen an die Kulturseite. Ob es gelingen wird die verschiedenen Strategien zu verknoten, das hängt von uns selber ab.

Was wir von dieser Tagung erwarten? Realistisches Einschätzen unserer Möglichkeiten, mit kultureller Bildung und ästhetischer Erziehung einen Beitrag für eine gerechtere Welt zu leisten und dies nicht nur über den Umweg der Kulturtechnik, bei dem sich ein künstlerisches Produkt, ein Kulturerlebnis quasi als Ergebnis von Umwegrentabilität ergibt. Und ich wünsche sehr, dass dieser Beitrag von Gesellschaftswissenschaftlern und Politikern ernst genommen, genutzt wird. Es hat sich einiges verändert in unserem Land, zunehmend öffnen sich Hochkulturinstitutionen der kulturellen Bildung. Sie haben schöne Beispiele gebracht Herr Minister. Wir sind auch gerade dabei in Berlin einiges zu tun und das ist ausgesprochen spannend. Die Institutionen tun das nicht aus lauter Gutmenslichkeit, sondern weil sie die Öffnung brauchen aus Kreativitäts- und aus Finanzgründen. Hier tun sich neue Partnerschaften auf, die neue Zugangswege zur Teilhabe an den Schätzen der Weltkultur ermöglichen und neue Denk- und Wahrnehmungsformen anstoßen. Wir müssen versuchen eine Ahnung davon zu vermitteln, an was man als Teilehabenden im kulturellen Lager teilhaben kann und was das bringt. Beim Thema Fußball weiß das jeder. Der Modell- und Superstar-Karriereweg ist auch bekannt. Aber was die Kultur, das kreative Arbeiten damit zu tun haben, wissen viele Kinder und Jugendliche nicht.

Soweit meine Vorbemerkungen. Kurz zu mir: Ich bin Kulturamtsleiterin in Berlin Neukölln. Ich komme aus dem Kultursystem. Ich bin gelernte Musikwissenschaftlerin und habe meine Wurzeln in der Kunst und die will ich auch überhaupt nicht ablegen. Ich habe aber natürlich durch meine über 25jährige Arbeit an der Schnittstelle zwischen Arbeit und Kultur viele Fragen auch an mein eigenes Kultursystem und das habe ich vor, hier in die Tagung stärker einzubringen.

Neben mir sitzt Peter Grottian. In Berlin kennt ihn jeder, manche hassen ihn auch, denn er ist einer der Frontmänner der Aufklärungskampagne des Berliner Bankenskandals, der nicht müde wird, die Konsequenzen für die diese Finanzkatastrophe verschuldenden Männer zu fordern. Wir merken jetzt nach und nach die entsetzlichen Folgen dieser Katastrophe. Ein paar Jahre hat das bisherige Fundament noch so hingehauen, aber was jetzt in Berlin an Kürzungen und Streichungen vorgenommen wird, ist ganz fürchterlich und ich kann Ihnen als Berlinerin nur danken, dass Sie da immer vorne dran sind.

Kurz gesagt: Peter Grottian lehrt an der FU Berlin und er ist ein Mann, der sich nie nur im universitären Gefilde aufgehalten hat, worüber sich viele geärgert haben, wie ich eben gesagt habe, sondern der immer wieder versucht, seine Wissenschaft in die Praxis zurückzutragen. Und ich hoffe das bleibt auch so.

Neben mir sitzt Heiner Keupp und jetzt stottere ich, ich muss es einfach sagen, wir sind nämlich Geschwister und es ist das erste Mal das wir gemeinsam irgendwo professionell Zugänge sind. Heiner Keupp kommt aus München. Er hat dort Soziologie und Psychologie studiert und ist seit der Studentenbewegung auf der Suche nach einer anderen Art von Psychologie und Psychiatrie. Er ist stark verankert in vielen Gemeinwesenprojekten und dabei auch nicht nur auf der wissenschaftlichen Ebene sondern auch auf der praktischen, konkreten Seite tätig.

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



## **TEILHABE! Konzeptionen und Strategien zur gesellschaftlichen Partizipation der Ausgeschlossenen**

**Prof. Dr. Peter Grottian  
(FU Berlin)**

Als ich die Einladung zu diesem Referat angenommen habe, habe ich erst mit einiger Mühe verspüren können, dass es sinnvoll ist hierher zu kommen. Weil mir jedoch sehr überzeugend dargelegt worden ist, dass es hilfreich ist aus mehreren Sichtweisen ein Problem zu betrachten und diese Sichtweisen zusammenzutragen, hat es mich dann auch sehr gereizt hierher zu kommen.

Für Anfang April planen in Berlin am Brandenburger Tor dreißig Hartz4 Empfänger in einen Hungerstreik gegen Hartz4 einzutreten. Wenn Menschen in einen Hungerstreik gehen, dann entspricht das in vieler Hinsicht einer verzweifelten Situation. Wir kennen das in Deutschland nur aus wenigen Anlässen, Deutschland hat keine Kultur des Hungerstreiks. Wir kennen eigentlich nur erfolglose und verunglückte Situationen. Bischofferode, den RAF-Hungerstreik und einiges andere mehr.

Aber wenn Menschen so eine Unternehmung planen, dann muss die Not dieser Menschen groß sein. Das würde bedeuten, dass der Ausschlussprozess dieser Personengruppe, die ohne Erwerbsarbeit ist und derer, die mit Erwerbsarbeit nicht das nötige verdienen, dass sie im Monat überleben können, gewaltige Auswirkungen für diese Menschen hat. Wenn das stimmt, dann wäre die Frage zu stellen, die ich jetzt nicht mit Zahlen und empirischen Belegen versuche zu untermauern, ob der Ausschlussprozess für diese Menschen schon so strukturell und weitläufig passiert ist. Und das ein Hungerstreik eigentlich ein Notschrei ist in einer Gesellschaft, die im Grunde genommen mehr Möglichkeiten parat hat mit solchen Menschen in solchen Situationen umzugehen.

Es geht mir also jetzt nicht darum, ihnen die berühmten Millionenzahlen und ähnliches vorzurechnen. Sie in ihren Kinder- und Jugendbereichen kennen sich da weidlich aus. Mein Kollege Butterwege aus Köln hat in einer sehr eindrücklichen Studie klar gemacht, dass die Armutsfrage für 3,5 Millionen Kinder gilt. Wenn dem so ist, dann würde ich Herrn Minister Olbertz, der ja vorhin gesagt hat „Materielle Armut ist eigentlich gar nicht das Problem“, nachhaltig widersprechen. Es ist inzwischen auch materielle Armut, oder probieren sie doch einfach mal mit 3,69 € für ihr Essen und ihr Trinken zu sorgen. Probieren sie doch mal in einer Großstadt wie Berlin oder Hamburg für 0,60 € öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Oder legen sie ruhig im Monat 1,87 € zurück für die Renovierung ihrer Wohnung. Auch das ist in den Richtlinien festgelegt. Sie werden sehen, dass es im Grunde genommen nicht geht. Das müssen nicht Bischof Hengstbach und Heiner Geisler bezeugen. Das bezeugt jedes Gespräch, das sie mit Freunden und Bekannten haben, möglicherweise auch mit denen die ausgeschlossen sind, dass ein Mensch davon nicht vernünftig leben kann.

Und dass die Frage von Kultur, die Ihren Tätigkeitsbereich behandelt, behandelt wird wie der

letzte Dreck, dürfte Sie nicht überraschen. Doch habe ich auch aus Ihrem Bereich an Protesten und Gegenaktivitäten wenig vernommen. Das mag zu Ihrer Arbeitsweise gehören, dass man in dem Bereich, in dem Sie arbeiten leise, meistens relativ lautlos, sicherlich sehr effektiv in vielen Bereichen, aber nicht sehr provokativ im Gange ist, um sich entsprechend zu Wort zu melden. Doch haben Sie es versäumt, wirkungsvoll für die Teilhabe von Hartz4-Empfängern am gesellschaftlichen Leben zu streiten.

Denn in den Richtlinien steht auch deutlich drin, dass Kinobesuche jeden vierten wenn nicht fünften Monat zu Buche stehen. Für Rockkonzerte muss man wohl ein Jahr ansparen, bis man dazu kommt. Also das heißt – die Frage materieller Armut ist mit kultureller Armut zutiefst verbunden.

Und die Frage der Partizipation stellt sich nicht nur als Recht auf Mobilität, sondern auch im Hinblick auf ein Recht auf Kultur. Aber auch im Hinblick auf das Recht auf soziale Teilhabe, das muss man als Diagnose für diese Republik mit millionenfach Betroffenen einfach konstatieren, hat die Regierung in Berlin nichts anderes zu bieten, als die schnöde Formel „Wachstum schafft Arbeitsplätze“.

Ein kleines Infrastrukturprogramm mit ein paar Milliarden noch dazu, ein paar Anreize damit die Haus- und Familienarbeit in irgendeiner Weise angereizt wird, das will ich schon alles zugestehen. Aber im Prinzip setzen sie nur auf die eine Karte. Auch wenn diese Karte nicht unwichtig ist, wie wir hier im Raum alle wissen. Nämlich, dass Konjunktur doch dazu führt, sagen wir mal eine halbe Million Arbeitsplätze zu schaffen. Es ist doch eigentlich klar, dass für das Heer der Ausgeschlossenen über die Strategie hinaus fast nichts angeboten wird.

Und das, was wir als Agenda 2010 kennen, als eine angebliche Balance von Fordern und Fördern, ist doch völlig verrutscht. Nämlich dahingehend, dass gefordert wird, aber das Fördern weitgehend ausgefallen ist. Unter anderem auch deshalb, weil die Herrschaften, die da eingestellt sind, um Menschen zu beraten, überhaupt nicht in der Lage sind das zu tun, da sie von der Bundespost akquiriert sind im Personalüberhang und weil sie miserabel für ihre Arbeit als Fallmanager ausgebildet sind.

Diese Balance zwischen Fordern und Fördern um die Partizipationschance von Leuten manifestiert sich, polemisch, in tausendfachen Umzügen der Menschen, die ihre nicht bedarfsgerechten Wohnung verlassen müssen und manifestiert sich in der Unterscheidung von männlichen und weiblichen Zahnbürsten. Damit nämlich kann man unterscheiden ob die Bedarfsgemeinschaft eine eheliche oder nichteheliche ist, soweit sind wir inzwischen gekommen. Das heißt, der Ausschlussmechanismus über Agenda 2010 ist in der Logik eine Diskriminierung und Entrechtung und bedeutet den Ausschluss von Menschen, versehen mit einem Rinnsal der Ermunterung.

Wenn das stimmt, dann stehen wir in einem strukturellen Prozess, den ich nicht dramatisieren will – Verarmung in den USA und Großbritannien sieht anders aus – in die Richtung massenhafter Verarmung und Verelendung. Für die Ausgeschlossenen sind im Grunde genommen jenseits der Formeln „Wir brauchen Sparprogramme“ und „Wir müssen die Haushalte in Ordnung bringen“ und der Formel, dass Wachstum Arbeitsplätze schafft, lediglich minimale infrastrukturelle Initiativen vorgesehen.

Aber sonst gibt es kein ernsthaftes Angebot und dass die Menschen das langsam begreifen und dass Menschen im Grunde genommen mehrheitlich den Parteien, vornehmlich den großen Parteien nichts mehr zutrauen in Bezug auf Problemlösung ist das eigentliche Problem. Gerade in diesem Lande sage ich noch einmal ganz bewusst und provozierend: Wenn die Parteien der großen Koalitionen nicht merken, dass es mit der Formel „Wachstum schafft Arbeitsplätze“ und den daran hängenden Strategien allein nicht getan ist, werden wir von rechts erhebliche Probleme kriegen.

Wenn man das, wie ich, relativ harsch und zugespitzt jetzt so formuliert, dann ist man gerade wenn man auch in Sozialprotesten tätig ist, Montagsdemonstrationen mitgestaltet hat, den Hungerstreik jetzt vorbereitet natürlich auch in der Pflicht zu sagen: Ja ginge es denn anders? Ginge es denn anders mit einem anderen Programm und Konzept, in dem die Möglichkeit geschaffen wird, die soziale, politische und kulturelle Teilhabe von Menschen wieder zu gewährleisten?

Da werden wir von der Regierung nicht sehr viel hören in nächster Zeit. Da werden wir uns erst einmal an die Ausgeschlossenen halten müssen. Alle meine Kollegen in den USA, die Armutsforschung betrieben haben, sagen übereinstimmend: Das teuerste an sozialer Verelendung und an Arbeitslosigkeit ist, dass man Menschen schlicht verrotten lässt. Das ist das teuerste was eine Gesellschaft sich überhaupt leistet. Aber da jede Gesellschaft nur in ihren eigenen Finanztöpfchen denken kann und integrale Maßnahmen möglicherweise nicht produzieren wird, ist es schwierig, andere Lösungen zu finden.

Die Zielstrategien der nächsten Jahre gehen meiner Meinung nach in zwei ganz deutliche Richtungen: Wir müssen endlich aufhören mit dem Diskriminierungsmechanismus gegenüber Erwerbslosen und Menschen die ohne Erwerbsarbeit leben! Wir haben ja nach wie vor diese wunderbare Pyramide und diese wunderbare Treppe, die in unserem politisch-kulturellen Verständnis heißt: „Und wenn du dich nicht richtig anstrengst und wenn du nicht richtig arbeiten willst, dann wirst du auch nicht essen.“ Die Amerikaner haben das wunderbar vorgemacht, staatliche Programme sind im Grunde genommen abgeschafft. Im Grunde genommen heißt die Philosophie in den meisten Bundesstaaten, es gibt einige Ausnahmen: „Wenn du dich in fünf Jahren nicht zusammengerappelt hast, dann bleibe wo du bist.“

Das ist in unseren europäischen Vorstellungen vom Sozialstaat nicht angesiedelt. Ich glaube auch nicht, dass das so bei uns kommen wird, aber wir sehen ja Versuche, diese Philosophie auf Europa zu übertragen. Wenn man übrigens nach europäischen Maßstäben die amerikanische Arbeitslosigkeit betrachtet und die hiesigen Statistikmethoden anwendet, haben die USA eine Arbeitslosenquote von 13,4 %. Aber es wird vom „Spiegel“ bis zum „Focus“, von der „FAZ“ bis zur „Süddeutschen“ überall gesagt: „Erfolgreiches Wachstum, nur 5% Arbeitslosigkeit. Das ist doch ein Vorbild für uns zur Deregulierung unserer Arbeitsmärkte.“

Nein, es ist überhaupt kein Vorbild. Weder was die Verarmung, noch was den Ausschluss noch was Strategien betrifft, wie man Arbeitslosigkeit in irgendeiner Form mindern kann. Die USA kann man glatt vergessen, wenn man nach Vorbildern sucht. Aber Sie lesen tagtäglich etwas anderes und Sie merken ja, welche herrschaftlichen Mächte die Zeitungs- und die Fernsehlektüre ihnen anreicht. Und irgendwann glaubt man in vieler Hinsicht, dass die anderen alles besser machen und sich die Leute mehr anstrengen müssen und so weiter. Das träufelt gut ein und hat Erfolg und wird durch eine millionenschwere Beratungs- und Stiftungsindustrie versucht entsprechend in unsere Gehirne zu pumpen.

Also wenn wir über Alternativen reden ist es wichtig, dass wir uns der Frage widmen, dass ein Mensch ohne Erwerbstätigkeit, wie auch immer sein Leben gelaufen ist, einen Anspruch darauf hat, durch eine soziale Grundsicherung abgesichert zu sein. Nun gibt es da einen Streit, den ich ihnen nicht referieren will, über ein bedingungsloses Grundeinkommen oder über ein erhöhtes ALG 2. Den Streit will ich nicht führen, aber Einigkeit muss darin bestehen, dass ein Mensch von 345€ nicht leben kann. Kulturelle Ansprüche schon gar nicht mit eingerechnet, denn die gibt es ja schon gar nicht mehr in diesen Verwaltungsvorschriften.

Und das in jedem Fall diskriminierende für diese Menschen ist, dass der Kopf inzwischen nur noch angefüllt ist damit, die nächste bürokratische Schikane abzuwehren. Das ist keine Arbeitsmarktpolitik, das ist eine Zurichtungspolitik. Und dass das eine große Koalition macht,

führt einen Politikwissenschaftler wie mich dazu, mal über einen Vereinigungsparteitag beider Parteien nachzudenken. Denn es ist die plurale Fassung einer Einheitspartei des strukturellen Unsinn, die hier produziert wird gegenüber ausgeschlossenen Menschen.

Das Zweite dem man sich widmen muss, da lege ich mich nicht auf Zahlen fest, ist, dass ein Mensch achthundert oder eintausend Euro haben muss, jedenfalls auf keinem Fall 345. Da könnte man sich verschiedene Stufen vorstellen, dass das entsprechend angehoben wird. Die Gesellschaft könnte das sehr wohl bezahlen, auch wenn es sicherlich Haushaltsdebatten geben wird. Doch dass es bezahlbar ist, ist gar keine Frage, da braucht man sich nicht dran aufzuhalten.

Jetzt kommt die Frage: Hätten wir denn was anzubieten? Gerade gegenüber den Ausgeschlossenen, etwas das unbürokratisch ist? Etwas, das die Leute ernst nimmt, was möglicherweise ganz andere Beschäftigungsfelder aufmacht, was die Leute nicht in den Zwangskanal bringt, wo ihnen gesagt wird: „Rechnest du dich oder nicht? Wenn du dich nicht rechnest, auch im kulturellen Bereich, dann fliegst du raus, und kriegst einfach nix“? Das Denken heißt ja nicht allein „Wachstum schafft Arbeitsplätze“, sondern die Arbeitsplätze müssen im marktgerechten Bereich entstehen. Der öffentliche Dienst baut weitgehend Stellen ab. Sie im Jugend- und Kulturbereich merken das ja auch. Seit 1990 haben wir 900.000 Stellen im öffentlichen und halb öffentlichen Bereich nicht mehr besetzt.

Also was haben wir zu bieten? Erst einmal: Menschen ohne Erwerbsarbeit müssen besser gestellt sein und das hängt mit Materiellem und mit dem kulturellen Leben zusammen, weil ein Recht auf Mobilität einfach zum Leben dazu gehört. Die zweite Frage wäre: Wie schaffen wir unkonventionell Arbeitsplätze, die an den Menschen ansetzen und hier einen Spielraum lassen, den man sehr weit ziehen muss? Der Vorschlag, den ich seit langer Zeit vertrete ist, dass wir als Geste dessen, das es nur mit Wachstum nicht zu schaffen ist, zwei Millionen Menschen anbieten, sich selbst - für den Kulturbereich übrigens ein ganz tolles Programm - ihren Arbeitsplatz zu suchen, einen einseitigen Arbeitsvertrag abzuschließen, eine kleine Vorphase der Begleitung zu haben, damit diese Menschen beraten werden, aber bitte nicht durch die Bundesagentur. Und wo diese Menschen dann, egal ob in Ökologie oder Kultur, Stadtteil, Landwirtschaftsprojekt, jedenfalls nicht bei Daimler Benz und nicht bei Großbetrieben, ihren Arbeitsvertrag vorlegen, löst dies bei der Bundesagentur für Arbeit eine Zahlung aus, die einem Grundgehalt von 15-20tausend Euro oberhalb der Sozialsätze entspricht und damit etwa Kosten von 30 Milliarden Euro mit sich bringen würde.

Woher habe ich den Vorschlag? Den Vorschlag habe ich nicht am Professorentisch entwickelt, den habe ich aus der politischen Arbeit mit Erwerbslosen. Denn, wenn sie die Leute befragen: Was würdest du denn gerne Arbeiten, wo würdest du dich einbringen? , dann haben die Leute zum großen Teil eine Antwort darauf. Aber das geht natürlich nicht.

Stellen Sie sich doch mal vor, eine Bundesagentur für Arbeit hätte nur damit zu tun, den Arbeitsvertrag für eine Märchenerzählerin in Magdeburg oder für eine Kinderbetreuung im Projekt xy abzusegnen?!

Da sagen Politiker und vor allem die Verwaltungsleute: Herr Grottian dann wären wir wohl überflüssig. Da sage ich: Ja, mit Ihren 110.000.000 Milliarden, die Sie für die Verwaltung von Arbeitslosigkeit ausgeben, wären Sie zu Zweidrittel komplett überflüssig.

Ich bin dann etwas zart mit ihnen. Fürsorglich wie ich als Hochschullehrer bin, habe ich schon darüber nachgedacht, was man mit ihnen machen könnte. Wenn die bürokratische Logik gleich bleibt, dann würde ich sagen, macht aus denen Steuerfahnder. Das fände ich toll, wir würden sie nicht rausschmeißen, aber wir würden die Staatseinnahmenseite verbessern.

Was ich mir vorstelle als Antwort, ist eben ein Arbeitsmarkt von unten, der die Menschen ernst nimmt und sagt: Was kannst du, was willst du, wozu wirst du gebraucht? Und da kann der Mann, der Heizungen gewartet hat sagen: Nein, ich habe das 20 Jahre gemacht, ich finde keinen Job mehr und ich will jetzt was anderes. Und das wirklich ernst zu nehmen wäre unsere Aufgabe. Sicherlich, jetzt kommen Sie mir und sagen: Ja, aber das muss doch kontrolliert werden und so weiter. Man kann da natürlich Vorstellungen entwickeln, indem bestimmte Bereiche benannt werden, Ihrer wäre ja mit Sicherheit dabei, in denen Projekte und Initiativen entstehen könnten. Ich muss Ihnen ehrlich sagen, bei einer Millionen Erwerbslosen 15 Milliarden in Arbeit zu investieren, finde ich unglaublich preiswert.

Daran ist das Wichtigste, die Identitätszerstörung der Ausgeschlossenen versuchen zu mildern oder aufzuheben. Aber wir dürfen so einen Arbeitsmarkt nicht von oben denken. Da sage ich jetzt vielleicht etwas Kritisches zu Ihnen. Aber Sie wissen ja ganz genau, wenn von oben so etwas zu Ihnen runterkommt, die Zwischeninstanzen durchläuft und dann die Verfügungs- und Ausführungsverordnung und von der Ausführungsverordnung nach unten kommt, dann ist ja von den tollen Programmen in der Regel nicht mehr viel übrig geblieben, sondern sie sind verwaltungsmäßig abgearbeitet und führen nicht weiter.

Nein, von unten ist wichtig. Die müssen davor stehen und müssen sagen: Ich möchte gerne an Ihrem Projekt oder an diesem Projekt teilnehmen. Das sind zwei Dinge, die wären einfach zu machen und sie sind bezahlbar.

Ich will jetzt, da meine Zeit zerrinnt, nicht noch andere Vorschläge machen zur Frage von Arbeitsverteilung. Solidarische Arbeitsumverteilung etwa, von der ja sehr viele Leute reden, aber sie nicht praktizieren. Ich bin seit 25 Jahren Teilzeithochschullehrer und habe Arbeit und Einkommen umverteilt. Das ist im öffentlichen Dienst ein völliges Fremdwort und bei Männern sowieso. Können Sie sich vorstellen, dass Männer in Führungspositionen sagen, sie könnten möglicherweise Teilzeit arbeiten? Da kriegen die ja sofort Schweißperlen auf der Stirn, was ihre Wichtigkeit betrifft. Das geht doch ohne diese Männer in wichtigen Positionen gar nicht und wenn sie dann tatsächlich ein halbes Jahr nicht da wären, dann brähe die Welt doch zusammen, das wissen wir ja.

Wir wissen aus Auseinandersetzungen: Papier ist nett und geduldig. Aber es kommt darauf an, dass es gesellschaftliche Konflikte gibt, wo es dann darum geht, dass die Betroffenen sich dann zu Wort melden. Heiner Keupp wird sicherlich vor seinem Hintergrund eine Menge dazu sagen, warum Erwerbslose und Menschen, die so diskriminiert und an den Rand gedrückt sind, viele Schwierigkeiten haben sich zur Wehr zu setzen. Es ist doch kein Zufall, dass mein Kollege Dieter Rucht vom Wissenschaftszentrum in seinen Forschungen zu sozialen Bewegungen und sozialen Protestbewegungen festgestellt hat, dass die Erwerbslosen oft in den Bereichen aufmüpfig und widerständig sind, wo das Etikett Erwerbslosigkeit nicht drüber steht. Weil sich an der eigenen Betroffenheit zu organisieren, mit der Frage von Charme und individueller Verarbeitung zusammenhängt. Da geht man eher in die Ökologieinitiative und in ein Frauenprojekt bevor man sich auf dem Feld eigener Betroffenheit politisch engagiert.

Trotzdem gibt es ja unter dem Gesichtspunkt politischer Kultur einige Ereignisse, die inzwischen etwas verblasst sind, aber die wichtig zu nehmen sind. Die Montagsdemonstrationen waren ein Ausdruck dessen, als vor allen Dingen im Osten der Republik sicherlich in Anlehnung an 1989 der Versuch gemacht worden ist, die Frage sozialer Verhältnisse anders auf die Tagesordnung zu setzen. Und für die deutsche politische Protestkultur war das toll: Unorganisiert von unten, selbst manchmal in Konstellationen wo sie leicht den Kopf schütteln. In Magdeburg haben sie den Anfang erlebt, wie auch in anderen Städten. Und dass das überhaupt passiert ist, hat die Regierenden viel unsicherer gemacht, als man überhaupt weiß. Die Schröderschen Memoiren sind ja eine wunderbare Lektüre dazu, wie viel Angst Schröder davor hatte, dass der Bazillus

Montagsdemonstration, über die SPD und die Gewerkschaften kommend, ihn wirklich bedroht. Ich meine, dass er daran dachte von Gewerkschaftsführern gestürzt zu werden, dass kann bei Sozialdemokraten und Gewerkschaftsführern gar nicht sein in Deutschland, das ist völlig absurd. Oder, dass die Linke in der SPD ihn unter Druck setzt, dass er möglicherweise die Agenda 2010 nicht durchkriegt. Können Sie mehr als drei Namen von SPD-Linken im Bundestag überhaupt noch nennen? Ich weiß nicht, Sie kriegen da sicherlich auch Schwierigkeiten, genau wie ich. Wie immer man auch die Schrödersche Diagnose sieht, es hat einen erheblichen Effekt gehabt auf die Gerechtigkeitsdebatte, es hat den Aufstieg der Linkspartei befördert und es hat den sozialen Protest auf sozialem Gebiet auch hoffähig gemacht, gar keine Frage.

Leider ist es so, dass diese soziale Bewegung inzwischen nur noch auf sehr geringem Niveau stattfindet und leider im Kopf die Niederlage zu Hartz4 und der Erfolg, was den gesellschaftlichen Diskurs betrifft, nicht in ein angemessenes Verhältnis gesetzt werden. Das heißt, Protest ist nicht umsonst und es gibt ja auch in Sachsen-Anhalt, etwa in Aschersleben, eine Menge von Versuchen hier wieder nach vorne zu kommen. Der Hungerstreik soll ein solches Signal werden. In dem Hungerstreikende diese doppelte Dimension von Mindestlohn und der Frage von wirklich leben können mit mehr als 345 Euro zum zentralen Thema hat. Ich bin sehr gespannt was passiert, denn ich glaube Hungerstreiks gehen nicht so einfach an den Menschen vorbei. Ich glaube, dass es da eine Auseinandersetzung darüber geben muss. Es wäre natürlich sehr schön, wenn aus Ihrem Bereich Solidaritätszeichen kämen, in denen so eine Auseinandersetzung über dieses Grundsätzliche wirklich befördert würde.

Sie sitzen im Grunde genommen im gleichen Boot. Sie können auch nicht ständig sagen: Der Etat ist gekürzt und leider können wir das Projekt nicht fortführen und wir müssen die volle Stelle auf eine 2/3-Stelle umwandeln. In der Situation sind Sie, ein bisschen Radikalität könnte uns, die wir erfahrene Leute sind, doch gut tun. Ich habe den Eindruck, und ich sage das ganz bewusst hier in diesem Raum, dass die Generation, die zu relativ guten Zeiten sich hat etablieren können, dass sie für die jungen Leute, die jetzt eigentlich dran wären, nicht sehr eifrig kämpft, außer mit Anträgen für den nächsten Förderungsantrag vom Förderungsantrag vom Förderungsantrag und das ist zu wenig. Und wenn wir da ein bisschen mehr Radikalität haben und sagen: Wir wollen mehr haben für die Menschen, die eine Grundsicherung brauchen, für die Menschen die Mindestlöhne haben von 1,92€ in irgendwelchen blöden Hotels. Denn es ist Zeit, den kulturellen und politischen Konflikt zusammenzuführen und das wäre unsere gemeinsame Aufgabe.

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



## **Zivilgesellschaft und Teilhabe – Erfolgsbedingungen von Lebenskunst**

**Prof. Dr. Heiner Keupp  
(Universität München)**

### **Zusammenfassung:**

Partizipation ist eine zentrale Rahmenvoraussetzung für produktive Projekte der Identitätsarbeit in einer spätmodernen Gesellschaft. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass es keine dauerhaften und stabilen Bezugspunkte für die individuelle Lebensführung gibt. Identitätsarbeit kann heute nicht als Übernahme von traditionellen kulturellen Entwurfsschablonen gelingen, sondern erfordert einen aktiven Prozess identitärer Passungsarbeit. Projekte des bürgerschaftlichen Engagements lassen sich als bedeutsame Formen dieser Passungsarbeit ansehen. In ihnen werden zivilgesellschaftliche Schlüsselqualifikationen als Basiskompetenzen der Lebensbewältigung erworben. Daraus folgt, (1) dass Partizipation nicht nur als eine „Schönwetterkür“ angesehen werden darf, sondern als eine „Verwirklichungschance“ für gelingendes Leben und (2) dass die reale gesellschaftliche Ungleichverteilung dieser Ressource durch Empowermentstrategien zu verändern ist.

Im 12. Kinder- und Jugendbericht heißt es: „Kulturelle Partizipation befördert die Bereiche der Rezeption, der Kommunikation und der Produktion. Die kulturell bezogenen Lern- und Erlebnisorte vermitteln einen vielfältigen Erwerb entsprechender Kompetenzen (instrumentell, kulturell, sozial, personal). Die jeweiligen kulturellen Inhalte und Angebote stellen für Kinder und Jugendliche eine Bandbreite von Handlungsmöglichkeiten, Lebenskonzepten und Lebensmodellen sowie Antworten auf Fragen nach Welterklärung und Lebenssinn zur Verfügung. Kinder und Jugendliche interessieren an diesen Orten jedoch nicht nur die kulturellen Angebote, sondern auch und im Besonderen die Begegnung mit anderen Kindern und Jugendlichen. Dabei werden kommunikative Prozesse in Gang gesetzt (z.B. der Austausch von Eindrücken, Meinungen und Kritiken). Die gemeinsamen Erfahrungen fördern das Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl. Kinder und Jugendliche haben ferner eine hohe Bereitschaft zum emotionalen Miterleben sowie zur Identifikation (aufgrund der Nachvollziehbarkeit von Situationen oder des Auftretens entsprechender Identifikationsfiguren). Die kulturellen Orte des Lernens und (Mit-)Erlebens repräsentieren schließlich Öffentlichkeit, denn ein erheblicher Anteil der kulturellen Arbeit basiert auf ehrenamtlichem Engagement von Kindern und Jugendlichen sowie Erwachsenen“ (2006, S. 230).

In solchen programmatischen Formulierungen wird der hohe Stellenwert sichtbar, den Fachleute aus der Jugend- und Jugendhilfeforschung dem Thema Partizipation einräumen. Es wird auch deutlich, dass es hier nicht nur um ein paar Freiräume geht, in denen Heranwachsende im Sinne der klassischen Schülermitverwaltung eine Art Partizipation light

angeboten bekommen und wenn es wirklich ernst wird, erfolgt dann doch wieder eine Regulation durch ein Top-down-Modell.

### **Welches sind die Schlüsselqualifikationen gelingender Lebensbewältigung?**

Zukunftschancen für Heranwachsende werden nicht nur durch „formelle Bildungsangebote“ verteilt, sondern vor allem auch durch „informelle Bildung“, die sich im Alltag von Familien, Nachbarschaft, Kultur, Freizeit und Jugendarbeit vollzieht.

Von PISA, zu therapeutischen Feldern bis in Organisationsentwicklung hinein steht heute die Frage auf der Agenda, welche Lebenskompetenzen für eine souveräne Lebensbewältigung „an der Zeit“ sind. In einer individualisierten Gesellschaft, in der die Menschen ihre Biographien immer weniger in den gesicherten Identitätsgehäusen der Berufsarbeit einrichten können, in der die traditionellen Geschlechterrollen ihre Façon verloren haben und in der Lebenssinn zur Eigenleistung der Subjekte wird, sind vermehrt Fähigkeiten zur Selbstorganisation in den sozialen Mikrowelten gefordert. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen, wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen. Sie müssen in der Lage sein, ein Berufsleben ohne Zukunftsgarantien zu managen, ihren individuellen Lebenssinn ohne die Vorgabe von Meta-Erzählungen zu entwickeln und eine Komplexität von Weltverhältnissen auszuhalten, die nur noch in Sekten auf ein einfaches Maß reduziert werden kann. Gefordert ist eine Perspektive der „Selbstsorge“ (wie Michel Foucault es genannt hat) oder eine „Politik der Lebensführung“ (so Anthony Giddens).

### **Identitätsarbeit in der spätmodernen Gesellschaft**

Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier meine theseartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen der individuellen Lebensführung die bis dato stabilen kulturellen Rahmungen abhanden kommen und sich keine neuen verlässlichen Bezugspunkte der individuellen Lebensbewältigung herausbilden. Gegenwärtig befinden wir uns in einer solchen Phase.

Meine These bezieht sich genau darauf: Identitätsarbeit hat als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. In Projekten bürgerschaftlichen Engagements wird diese Fähigkeit gebraucht und zugleich gefördert. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.

### **Welche Ressourcen brauchen Heranwachsende zur produktiven Lebensbewältigung?**

Was bedeuten solche grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen für Kinder und Jugendliche? Die 13. Shell-Studie hat gezeigt, dass immerhin 35% der westdeutschen und 42% der ostdeutschen Jugendlichen eher düster in die erwartbare Zukunft blickt. Und bemerkenswert finde ich, dass sich nur 21% gut auf zukünftige Entwicklungen vorbereitet fühlen. Die PISA-Studie hat die Heranwachsenden bestätigt. Es wird also zu fragen sein, welche Kompetenzen denn in einer Welt notwendig sind, deren lange Zeit (scheinbar) stabiler Grundriss aus den Fugen geraten und damit in hohem Maße krisenanfällig geworden ist – vielleicht sogar als Dauerzustand.

Es kommt darauf an, Heranwachsende in ihren Ressourcen so zu stärken, dass sie ihre eigene Identitätspassung finden. Diese Empowermentperspektive ist unabdingbar an verbindliche und umfassende Partizipation gebunden, die von Erwachsenen nicht als Gnadenerweis aus der politischen Dominanzkultur der Erwachsenen eröffnet, aber auch wieder genommen werden kann, wenn es dieser politisch nicht mehr opportun erscheint.

Welche Ressourcen benötigen nun Heranwachsende, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Weg in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die folgenden nennen:

#### **Lebenskohärenz**

In einer hochpluralisierten und fluiden Gesellschaft ist die Ressource „Sinn“ eine wichtige, aber auch prekäre Grundlage der Lebensführung. Sie kann nicht einfach aus dem traditionellen und jederzeit verfügbaren Reservoir allgemein geteilter Werte bezogen werden. Sie erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft. Im Rahmen der salutogenetisch ausgerichteten Forschung hat sich das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) als ein erklärungsfähiges Konstrukt erwiesen (vgl. Antonovsky 1998). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Kognitive Widerstandsquellen sind "symbolisches Kapital", also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in Bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen. Die empirische Datenlage bei den Phänomenen Gewalt und Sucht zeigen deutlich, dass das Kohärenzgefühl sich auch in diesen Risikobereichen als Widerstandsressource erweist. Jugendliche, die das Gefühl haben, die Welt zu verstehen und im Griff zu haben, neigen wesentlich weniger zu gewaltförmigem Verhalten oder zum Drogenkonsum.

#### **Boundary management**

In einem soziokulturellem Raum der Überschreitung fast aller Grenzen wird es immer mehr zu einer individuellen oder lebensweltspezifischen Leistung, die für das eigene „gute Leben“ notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen.

Als nicht mehr verlässlich erweisen sich die Grenzpfähle traditioneller Moralvorstellungen, der nationalen Souveränitäten, der Generationsunterschiede, der Markierungen zwischen Natur und Kultur oder zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Optionsüberschuss erschwert die Entscheidung für die richtige eigene Alternative. Beobachtet wird – nicht nur – bei

Jugendlichen eine zunehmende Angst vor dem Festgelegtwerden („Fixeophobie“), weil damit ja auch der Verlust von Optionen verbunden ist.

Letztlich kommt es darauf an, dass Subjekte lernen müssen, ihre eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen, auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung.

### **Soziale Ressourcen**

Gerade für Heranwachsende sind neben familiären Netzwerken ihre peer groups eine wichtige Ressource. Im Rahmen der Belastungs-Bewältigungs-Forschung stellen soziale Netzwerke vor allem einen Ressourcenfundus dar. Es geht um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Das Konzept der „einbettenden Kulturen“ (Kegan 1986) zeigt die Bedeutung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke für den Prozess einer gelingenden Identitätsarbeit vor allem bei Heranwachsenden. Dies kann im Sinne von Modellen selbstwirksamer Lebensprojekte erfolgen, über die Rückmeldung zu eigenen Identitätsstrategien, über die Filterwirkung kultureller und vor allem medialer Botschaften bis hin zur Bewältigung von Krisen und Belastungen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Netzwerke bedürfen der aktiven Pflege und ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht selbstverständlich auch vorhanden sind. Für sie muss etwas getan werden, sie bedürfen der aktiven Beziehungsarbeit und diese wiederum setzt soziale Kompetenzen voraus. Sind diese Kompetenzen im eigenen Sozialisationsmilieu nicht aktiv gefördert worden, dann werden die „einbettenden Kulturen“ auch nur ungenügend jene unterstützende Qualität für eine souveräne Lebensgestaltung erzeugen können, die ihnen zukommen sollte.

Das gegenwärtig durchgeführte Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts zeigt, dass soziale Ressourcen in Form von guten Freunden und der Einbindung in Gruppen Gleichaltriger sozial ungleich verteilt sind und das führt dann auch gleich zum nächsten zentralen Punkt:

### **Materielle Ressourcen**

Die Armutsforschung zeigt, dass Kinder und Jugendliche überproportional hoch von Armut betroffen sind und Familien mit Kindern nicht selten mit dem „Armutsrisiko“ zu leben haben. Da materielle Ressourcen auch eine Art Schlüssel im Zugang zu anderen Ressourcen bilden, entscheiden sie auch mit über Zugangschancen zu Bildung, Kultur und Gesundheit. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Von der Chance auf Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung ist für Heranwachsende kaum möglich, Autonomie und Lebenssouveränität zu gewinnen.

Die gesellschaftlichen „disembedding“-Erfahrungen gefährden die unbefragt selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft. Die „Wir-Schicht“ der Identität – wie sie Norbert Elias nennt – , also die kollektive Identität wird als bedroht wahrgenommen. Es wächst das Risiko, nicht zu dem gesellschaftlichen Kern, in dem sich dieses „Wir“ konstituiert, zu gehören.

Die Soziologie spricht von Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Nicht zuletzt an der Zunahme der Migration wird der Konflikt um die symbolische Trennlinie von Zugehörigkeit und Ausschluss konflikthaft verhandelt. Rassistische Deutungen und rassistisch begründete Gewalt sind Teil dieses „Zugehörigkeitskampfes“.

### **Anerkennungskulturen**

Eng verbunden mit der Zugehörigkeitsfrage ist auch die Anerkennungserfahrung. Ohne Kontexte der Anerkennung ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen. Auch hier erweisen sich die gesellschaftlichen Strukturveränderungen als zentrale Ursache dafür, dass ein „Kampf um Anerkennung“ entbrannt ist. In traditionellen Lebensformen ergab sich durch die individuelle Passung in spezifische vorgegebene Rollenmuster und normalbiographische Schnittmuster ein selbstverständlicher Anerkennungskontext. Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss – wie es Charles Taylor (1993, S. 27) herausarbeitet - auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: "So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortdauernden Dialog und Kampf mit signifikanten Anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtigere Rolle spielt." Taylors zentrale These ist für ein Verständnis der Hintergründe von Gewalt und Sucht zentral: Er geht davon aus, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (werde), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (S. 13f.).

### **Interkulturelle Kompetenzen**

Die Anzahl der Kinder und Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben, steigt ständig. Sie erweisen sich als kreative Schöpfer von Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie zu dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden. In der schulischen Lebenswelt treffen Heranwachsende aufeinander, die unterschiedliche soziokulturelle Lern- und Erfahrungsvoraussetzungen mitbringen, die zugleich aber auch den Rahmen für den Erwerb interkultureller Kompetenzen bilden.

### **Zivilgesellschaftliche Kompetenzen**

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte durch ihr Engagement zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. „Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die

Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986). Wie aber sieht es genau mit diesen Bedingungen aus. Was wissen wir über die Chancengleichheit in der zivilgesellschaftlichen Gestaltungskompetenz?

## **1. Die große Bedeutung von Netzwerken als Integrationsfaktor.**

Schon im ersten Freiwilligensurvey wurde auf die enge Beziehung zwischen sozialer Integration und Engagement verwiesen. Sicherlich geht es hier um eine Wechselwirkung, denn es dürfte klar sein, dass Aktivität und freiwilliges Engagement ihrerseits zur sozialen Integration beitragen. Freiwillig Engagierte haben erheblich häufiger einen großen Freundes- und Bekanntenkreis als Nicht-Engagierte und vor allem Nicht-Aktive. Hier zeichnet sich ein ganz klarer Zusammenhang mit einer zirkulären Dynamik in der „Akkumulation sozialen Kapitals“ auf: Ein gutes soziales „embedding“ in soziale Netzwerke ist Bedingung für bürgerschaftliches Engagement und zugleich fördert das Engagement das Ressourcenpotential der Netzwerkbezüge. Hier stoßen wir wieder einmal auf das klassische Mathäusprinzip: „Wer hat dem wird gegeben!“

Hier möchte ich mit einem Punkt anschließen, der aus meiner Sicht die besondere psychologische Bedeutung des Freiwilligenengagements ausmacht:

## **2. Inklusion – Exklusion**

„Freiwilliges Engagement kann mit wachsender Berechtigung selbst als Indikator für gelingende soziale Integration gelten“, heißt es im Freiwilligensurvey. „Ausgrenzung“ und „Teilhabe“ sind in der Debatte um soziale Ungleichheit zu Schlüsselbegriffen geworden. Dabei geht es um veränderte Formen sozialer Ungleichheit und um eine Zunahme von Risikogruppen. Soziale Ausgrenzung, das heißt Deklassierung und Isolation. Hat sich die Ungleichheitsforschung bisher wesentlich der Verteilung von materiellen Ressourcen gewidmet, so verweist der Ausgrenzungsdiskurs auf mehr als die Sicherung des Lebensstandards. Er bezieht sich umfassender auf eingeschränkte Teilhabechancen mit Blick auf soziale Rechte und etablierte Gerechtigkeitsnormen. Die Folgen von Arbeitslosigkeit und Armut für den gesellschaftlichen Zusammenhalt werden in den Mittelpunkt gerückt.

Theoretische Debatten um soziale Ungleichheit kreisen somit nicht mehr nur um Verteilungsfragen, sondern widmen sich Aspekten der Zugehörigkeit und Integration (vgl. Böhnke 2005).

### **3. Die Relevanz des gesellschaftlichen Klimas für das bürgerschaftliche Engagement**

Wenn ich meinen Blick auf die empirischen Verhältnisse des bürgerschaftlichen Engagements zu einem Resümee verdichten soll, dann könnte man sagen, dass sich die Freiwilligenkultur in Deutschland durchaus positiv entwickelt. Aus einer ehrwürdigen Ehrenamtstradition hat sich eine moderne Auffassung von bürgerschaftlichem Engagement entwickelt und es gibt vielfältige Anregungs- und Förderungsansätze, die die Entwicklung in diese Richtung weiter vorantreiben werden. Trotzdem bleiben Probleme, die sich eher verstärken. Engagement lebt von der Hoffnung etwas bewegen und Einfluss nehmen zu können. Dieser kollektive Handlungsoptimismus scheint sich in Deutschland zu verbrauchen. Die seit 2002 jährlich durchgeführte Studie „Deutsche Zustände“ von Wilhelm Heitmeyer (2005) vom Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zeigt, dass in der deutschen Bevölkerung das Gefühl, dass es keine sicherheitsverbürgende Ordnung mehr gibt und man nicht wirklich weiß, was eigentlich los ist, zunimmt. Von 2002 bis 2005 sind die Werte von 53 auf 64% gestiegen. Und noch höher liegt das Niveau für das Gefühl, politisch keinen Einfluss nehmen zu können. Es hat sich von 57 auf 66% erhöht. Das Ausmaß von Gefühlen der Orientierungslosigkeit und Handlungsunsicherheit hat also in den vergangenen drei Jahren stark zugenommen. Dabei ist es nicht länger nur die Angst vor Arbeitslosigkeit, die anomische Einstellungen auslösen, sondern zunehmend auch die Angst vor einem sozialen Abstieg. Zugleich nimmt mit der subjektiven Wahrnehmung von Handlungsunsicherheit und Orientierungslosigkeit vor allem die Feindseligkeit gegenüber Gruppen „von Außen“, den Fremden, zu und bereitet damit den Nährboden für (rechts-)populistisches Potential. Das Festhalten an alten Orientierungs- und Handlungsmustern bietet vor dem Hintergrund der Ungerichtetheit gesellschaftlicher Prozesse, der weitgehenden Unbeeinflussbarkeit ökonomischer Entwicklungen und den Kontrollverlusten in der Politik allerdings keinen Ausweg. Daher sind gesellschaftliche Entscheidungsträger mehr als zuvor gefordert, Wege aufzuzeigen, die eine Lösung von alten Sicherheiten ermöglichen und gleichzeitig eine Bereitstellung von Orientierungshilfen und Verlässlichkeiten im Umgang mit gesellschaftlichen Krisen gewährleisten, ohne das dies auf Kosten schwacher Gruppen geht.

#### **Zusammenfassung und Schlussfolgerungen**

Der neue Freiwilligensurvey spiegelt in eindrucksvoller Weise aktuelle Gesellschaftsdiagnosen. Er zeigt eine nachhaltige Integration kulturell und strukturell gut ausgestattete Personen, deren Ressourcenkapital vor allem als Bildungskapital begriffen werden kann. Ulrich Beck hat mit seiner polemischen Formulierung von der „Mittelschichtveranstaltung“ einen wichtigen Punkt benannt, die durch die Daten des Freiwilligensurveys durchaus bestätigt wird. Das allgemeine soziokulturelle Klima verschärft eher diese Entwicklung und bedroht letztlich auch das Potential, das auf der positiven Seite der empirischen Bilanz steht. Unter einer zivilgesellschaftlichen Perspektive besteht kein Grund zur Selbstzufriedenheit. Für die Engagementförderung bedeutet das, dass vor allem solche Projekte hohe Priorität erhalten sollten, über die vor allem im Sinne des Empowermentprinzips Personen und Gruppen erreicht werden können, die wenige materielle und soziale Ressourcen haben.

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



TEILE  
HABE  
NICHTSE

## **Kulturelle Teilhabe und Kulturelle Bildung**

**Professor Dr. Max Fuchs  
(Deutscher Kulturrat/BKJ)**

### 1. Vorbemerkung

Zwar nicht aus Anlass unserer Fachtagung, wohl aber in einem fachlichen Zusammenhang hat das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen Unicef eine Vergleichsstudie über die Situation von Kindern in 21 Industrieländern veröffentlicht. Wieder einmal kommt eine internationale Vergleichsstudie zur Lage von Kindern und Jugendlichen in Deutschland nicht zu dem Ergebnis, dass Deutschland einen der vorderen Plätze im Hinblick auf Wohlergehen und Chancengleichheit belegt. Vielmehr ist es wieder einmal der Fall, dass Deutschland zu den Schlusslichtern gehört. Dieses Mal geht es u. a. darum, Investitionen für die frühkindliche Betreuung in Deutschland mit den Investitionen in anderen Ländern zu vergleichen. Weitere Kriterien dieser Rangliste waren die materielle Situationen, Gesundheit, Bildung, Beziehungen zu Eltern und Gleichaltrigen, Lebensweise und Risiken. Damit ist diese Vergleichsstudie auf der Höhe der Zeit im Hinblick auf eine Definition von Lebensqualität. Denn seit vielen Jahren ist man davon abgegangen, Lebensqualität lediglich mit dem Indikator Lebensstandard (Bruttonettoprodukt pro Kopf) zu messen. Man weiß inzwischen, dass Armut bzw. Reichtum zwar auch eine materielle Dimension haben, aber gleichzeitig muss man auch von sozialer und kultureller Armut sprechen.

Dass nun Deutschland unter Zugrundlegung dieses komplexen Konzepts von Lebensqualität schlecht abschneidet, zeigt wieder einmal deutlich auf, dass es um die Teilhabe bzw. Partizipation nicht sonderlich gut bestellt ist. Im folgenden sollen einige Überlegungen zu den Begriffen der Teilhabe bzw. Ausgrenzung vorgetragen werden. Es soll zugleich auch überlegt werden, welche Chancen kulturelle Bildungsangebote in diesem komplexen Feld haben.

### 2. Teilhabe oder Partizipation

Interessanterweise ist das Fremdwort Partizipation in Deutschland zumindest in einigen Fachkontexten besser eingeführt als das deutsche Wort Teilhabe. Partizipation ist dabei gerade in einigen pädagogischen Arbeitsfeldern, vor allen Dingen in der Jugendhilfe, ein pädagogisches Leitprinzip. Dies geht soweit, dass das relevante Gesetz in diesem Feld, das Kinder- und Jugendhilfegesetz, Partizipation als Arbeitsprinzip der Jugendhilfe geradezu vorschreibt. Dies ist gut so. Allerdings überdeckt dies ein wenig auch eine bestimmte Problematik: Nämlich die, dass man in Deutschland dazu neigt, bestimmte soziale, ökonomische und kulturelle Probleme ausschließlich als pädagogische Probleme aufzufassen. Natürlich ist Partizipation auch ein pädagogisches Problem, aber man wird sehen bzw. hat bei den einführenden Bemerkungen schon feststellen können, dass die Pädagogik hier eingebettet ist in soziale, ökonomische und kulturelle Kontexte. Auch bei einem anderen Problem, nämlich dem Problem der Integration von Zuwandererkindern, hat man denselben Befund getroffen: Während Integration in anderen Ländern eher als politisches Problem diskutiert wird, liegt in Deutschland der Akzent sehr stark auf

pädagogischen Strategien. Aus diesem Grund ist es vermutlich gar nicht schlecht, wenn man an Stelle des stark pädagogisch konnotierten Begriffs der Partizipation den ehrwürdigen Begriff der Teilhabe verwendet. Zwar bedeutet sowohl im Französischen als auch im Englischen das deutsche Wort Teilhabe „Participation“, doch öffnen sich unter Umständen bei der Verwendung des deutschen Terminus dann doch wieder andere politische und Diskussionskontexte als bei „Partizipation“.

Trotz dieses Plädoyers für den Begriff der Teilhabe ist allerdings festzuhalten, dass auch die BKJ den Begriff der Partizipation in einem bestimmten Kontext verwendet hat. Wir hatten vor einigen Jahren mit einem beachtlichen Erfolg ausprobiert, wie das Konzept der Lebenskunst dazu geeignet sein kann, das etwas schwierigere Konzept der „kulturellen“ Bildung zu entlasten und zu ergänzen (BKJ 1999, 2000, 2001). Wir wollten zeigen, wie wir mit kulturpädagogischen Methoden in der Lage sind, dazu beizutragen, dass Kinder und Jugendliche bei ihrem „Projekt des guten Lebens“ Unterstützung erhalten, dass also Kulturarbeit durchaus in der Lage ist, zu einem individuell guten, gelingenden und glücklichen Leben beizutragen. Bei all den Erfolgen dieses Ansatzes ergab sich allerdings die Gefahr, dass man das individuell gute, gelingende und glückliche Leben nur noch aus der Sicht des Einzelnen betrachtet. Zwar ist es richtig, dass Leben immer nur Leben in der Ich-Perspektive ist (Gerhardt 2000). Doch muss man berücksichtigen, dass der Mensch auch ein soziales und politisches Wesen ist und auch der größte Egomane nur in einem sozialen Kontext seine Ich-Fixiertheit ausleben kann. Um zu unterstreichen, dass Individualität nur in sozialen und politischen Kontexten gedeihen kann, hatten wir einen kleinen Arbeitsschwerpunkt eingerichtet, der den Aspekt der Partizipation bei der Realisierung dieses Lebenskunstansatzes unterstreichen sollte. Mein Beitrag (in BKJ 2000) bestand damals darin, aufzuzeigen, dass das Bildungskonzept in der deutschen Tradition auch eine sehr starke politische und soziale Dimension hat. Man muss also deutlich sehen, dass man die Individualität, also das Leben als mein eigenes Leben, nicht im Widerspruch dazu steht, dass dieses Leben in sozialen und politischen Kontexten stattfindet: Individualität ist durchaus etwas anderes als eine privatistische Abgeschottetheit gegenüber anderen. In neueren Überlegungen versuche ich daher beides: einmal zu zeigen, dass Leben nur als Leben in der Individualität, also in der Ich-Perspektive geführt werden kann, weil Leben immer nur mein eigenes Leben ist. Gleichzeitig ist aber darauf hinzuweisen, dass daraus keine Ablehnung der sozialen und politischen Dimensionen gefolgert werden kann, weil menschliches Leben auch in der Ich-Perspektive nur als soziales Leben gedacht werden muss. Damit sind wir allerdings durchaus bei einem Problem der Moderne. Denn im Gegensatz zu der griechischen Antike, bei der es völlig klar war, dass das individuelle Projekt des guten Lebens aufs engste vernetzt ist mit dem Wohlergehen der Polis, so dass das individuelle „Projekt des guten Lebens“ und die „wohlgeordnete Gesellschaft“ in der Polis zwei Seiten derselben Medaille waren, hat die Moderne dazu geführt, dass das Private sehr strikt vom Öffentlichen zunächst einmal getrennt wurde. Dabei braucht die politische Gestaltung des Sozialen Ich-starke Individuen.

Eine etwas makabere Variante hat sich dabei in den letzten Jahren ergeben. Man hat nämlich versucht, gerade in den privaten öffentlichen Medien das Private zu einem öffentlichen Ereignis zu machen. Zu denken ist hier an die vielen Talkshows und Gerichtsverhandlungen, wo alle Abartigkeiten privaten Lebens als öffentliches Ereignis inszeniert werden. Der amerikanisch-britische Kulturhistoriker Richard Sennett hat schon vor Jahren einen Bestseller darüber geschrieben, den er „Tyrannei der Intimität“ nannte, wobei er darauf hinwies, dass die Zerstörung des öffentlichen Raumes durch zuviel Privatheit dazu führen kann, dass die politische Ordnung nicht mehr funktioniert.

Diese eher grundsätzlichen Überlegungen kann man zusammenfassen in einem **Zwischenertrag**. Der Mensch muss sein Leben als sein eigenes Leben führen: Das Prinzip Individualität ist maßgeblich für menschliches Leben. Dies heißt aber auch, dass der Mensch Subjekt seines eigenen Lebens sein muss, d. h., dass er aus eigenen Willensabsichten und

aufgrund eigener Kompetenzen seine Lebensentscheidungen treffen muss. Dies geht aber nur, wenn man gleichzeitig – als zweite Seite der Medaille –, berücksichtigt, dass der Mensch auch in der Bewältigung seines individuellen Lebens immer ein soziales und politisches Wesen ist. Schon allein einen Gegensatz zwischen Individualität und dem sozialen Charakter des Individuums zu formulieren, zerreißt den Menschen auf eine ungesunde Weise. Der Mensch ist also stets Teil („pars“) eines Ganzen und damit zugleich Repräsentant dieses Ganzen.

### 3. Teilhabe als Menschenrecht

Das oben vorgetragene Plädoyer für die Verwendung des Teilhabe-Begriffes anstelle des etwas pädagogisch abgenutzten Begriffs der Partizipation hat eine weitere Begründung in den deutschen Formulierungen der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und vieler anderer völkerrechtlicher Instrumente. Denn dort wird eindeutig formuliert, dass Teilhabe ein Menschenrecht ist. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Teilhabe sofort auch ausdifferenziert wird in eine politische, ökonomische, kulturelle und soziale Teilhabe. Da alle vier Teilhabemöglichkeiten Menschenrechte sind und man immer wieder auch zurecht festgestellt hat, dass die Menschenrechte unteilbar sind, ist es zwar legitim, sich auf die eine oder andere Teilhabeform zu konzentrieren. Es muss allerdings im Blick behalten werden, dass alle vier Teilhabeformen aufs engste miteinander verquickt sind.

In der Politik sind alle Teilhabeformen in politische Slogans umgewandelt worden. Der traditionsreichste Slogan stammt dabei von Comenius, der während der Zeit des 30-jährigen Krieges von einer „**Bildung für alle**“ gesprochen hat. Ludwig Erhardt, der so genannte Vater der Sozialen Marktwirtschaft, hatte Anfang der 50er Jahre einen Bestseller mit dem Titel „**Wohlstand für alle**“ geschrieben. Und der vermutlich bekannteste Slogan in der Kulturpolitik ist der Slogan „**Kultur für alle**“ von Hilmar Hoffmann, bei dem erkennbar wird, wie stark er in der bürgerlich-demokratischen und emanzipatorischen Tradition verankert ist. Die Menschenrechte sagen eindeutig, dass jeder Einzelne einen Anspruch auf alle unterschiedlichen Teilhabemöglichkeiten hat. Dies bedeutet aber auch, dass ein Ausschluss von Einzelnen oder von Menschengruppen von irgendeiner der genannten Teilhabe-Formen ein Verstoß gegen Menschenrechte ist.

An dieser Stelle ist daran zu erinnern, dass vor einiger Zeit der Menschenrechtsbeauftragte der Vereinten Nationen, Prof. Muñoz, Deutschland einen Besuch abgestattet hat, weil man inzwischen auch im Kreise der Vereinten Nationen festgestellt hat, dass die PISA-Ergebnisse nicht bloß einen kleinen Schönheitsfleck in der deutschen Auslandspräsentation darstellen, sondern dass man sie auch in Kategorien einer möglichen Menschenrechtsverletzung debattieren muss. Es ist immer wieder daran zu erinnern, dass PISA zum Ausdruck gebracht hat, dass etwa ein Fünftel der Jugendlichen, vor allem solche mit Zuwanderungshintergrund, systematisch von unserem Schulsystem so wenig gefördert werden, dass man von einer ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Teilhabe überhaupt nicht mehr sprechen kann.

An eine zweite Tatsache ist zu erinnern. Es war über viele Jahre völlig unmöglich, in Deutschland über Kinderarmut zu sprechen. Zu erinnern ist an den zehnten Kinder- und Jugendbericht des Bundes, der zum ersten Mal riskierte, über Kinderarmut öffentlich zu sprechen. Dies hatte allerdings zur Folge, dass die damals amtierende Jugendministerin glaubte, den Befund der Kinderarmut einfach mit einem Definitionsproblem, nämlich mit einer angeblich nicht geeigneten Armutsdefinition, abzutun. Inzwischen hat sich die politische Kultur wenigstens so weit entwickelt, dass man über Armut von Kindern und Jugendlichen öffentlich sprechen kann.

### 4. Kulturelle Teilhabe

Oben wurde ausgeführt, dass man kulturelle Teilhabe nicht von sozialer, ökonomischer oder politischer Teilhabe trennen kann. In diesem Zusammenhang ist es daher nicht bloß legitim,

sondern erkenntnisfördernd, wenn man Reflexionen im Hinblick auf andere Teilhabemöglichkeiten zur Kenntnis nimmt und auf eine Übertragbarkeit auf kulturelle Teilhabe untersucht. Der Sozialpolitikforscher Franz Xaver Kaufmann (2003) hat etwa bei seiner Untersuchung der sozialen Teilhabe vier Bedingungen herausgefunden, die notwendig erfüllt sein müssen, damit diese Form der Teilhabe stattfinden kann: rechtliche, geographische, finanzielle und Bildungsvoraussetzungen. Die rechtliche Perspektive bedeutet, dass keine Bevölkerungsgruppe und kein einzelner Mensch durch bestimmte Rechtsvorschriften von sozialen Teilhabemöglichkeiten ausgeschlossen werden darf. Die geographische Bedingung besagt, dass eine gewisse Erreichbarkeit an den Orten, an denen soziale Teilhabe realisiert werden soll, gegeben sein muss. Die finanzielle Dimension sagt, dass Teilhabe auch materielle Ressourcen benötigt, und sei es auch nur, dass Fahrgeld vorhanden ist, um die Teilhabemöglichkeit zu nutzen. Und jede Form von Teilhabe hat nicht zuletzt bildungsmäßige Voraussetzungen, für die aufgrund des Menschenrechtscharakters der Teilhabevorschrift die Öffentliche Hand Sorge tragen muss.

Es liegt auf der Hand, dass alle vier notwendig einzuhaltenden Bedingungen zur Umsetzung des Menschenrechts auf soziale Teilhabe auch für kulturelle Teilhabe gelten. Man muss sich nur an dem Aspekt der geographischen Teilhabe einmal verdeutlichen, in welchen Stadtteilen bestimmte Kultureinrichtungen plziert sind und welche Stadtteile völlig frei von Jugend- und Kultureinrichtungen sind. Man muss sich nur einmal betrachten, wie hoch die Eintrittsgelder in bestimmten Kultureinrichtungen sind und dies konfrontieren mit dem Menschenrecht auf kulturelle Teilhabe. Und man muss nicht zuletzt darauf hinweisen, dass die PISA-Ergebnisse auch dazu führen, dass nicht bloß eine spätere Berufsfindung bei den 20% Jugendlichen ausgesprochen schwierig ist, die durch unser Bildungssystem fallen, sondern dass damit auch die Voraussetzung gegeben ist, dass es keinerlei kulturelle, soziale oder politische Teilhabe geben kann.

Kulturelle Teilhabe ist also notwendig. Doch warum ist sie so problematisch? Immer noch findet sich vor allen Dingen in Sonntagsreden der Gedanke, dass Kunst und Kultur Menschen und Völker verbinden können. Dabei ist Kultur von der Geschichte dieses Begriffes, die man an Herder festmachen kann, weniger ein Mittel der Integration, sondern immer ein Mittel der Unterscheidung gewesen. Herder brauchte den Kulturbegriff, um die Unterschiedlichkeit menschlicher Lebensweisen in der Welt auf den Begriff zu bringen. Kultur, so kann man salopp definieren, ist ein Mittel der Unterscheidung der Menschen. Dies gilt in besonderer Weise für die Kulturmacht Kunst. Nach wie vor ist zu bemängeln, dass die Studien des französischen Soziologen Pierre Bourdieu immer noch nicht in der deutschen Jugend- und Kulturpolitik angekommen sind. Sein zentrales Ergebnis war, dass er zeigen konnte, wie stark ein bestimmter kultureller Konsum verbunden ist mit einem sozialen und politischen Status in der Gesellschaft: Sage mir, was du kulturell tust, und ich sage dir, wo dein Platz in der Gesellschaft ist. Das Fatale an diesem Befund bestand darin, dass über ästhetische Prozesse die Menschen sich freiwillig auch in solche Positionen in der Gesellschaft einordneten, bei denen sie wenig an ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller Teilhabe realisieren konnten. Kunst ist der Kitt der Klassengesellschaft, dies war der Befund des **Soziologen** Bourdieu, der insbesondere den **Politiker** Bourdieu immer wieder geärgert hat. Rainer Treptow konnte daher zurecht bei unserem BKJ-Geburtstagskongress „Kultur öffnet Welten“ ein aufrüttelndes Referat halten, bei dem er an diesen netten BKJ-Slogan die Frage anschloss „und was verschließt sie?“. Was ist in dieser Situation zu tun?

Ein beliebter Weg besteht darin, zuerst ökonomische Teilhabe zu sichern und sich dann später um kulturelle Teilhabe zu kümmern. Schon Bert Brecht sprach davon, dass erst das Fressen käme und dann die Moral. Die aktuelle Armutsforschung zeigt, dass dieser Ansatz völlig falsch ist. Hier hat der Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen in vielen Studien immer wieder belegt, wie eng verbunden politische, kulturelle, soziale und ökonomische Teilhabe sind. Er konnte zeigen, dass gerade in seinem Heimatland Indien durch eine

deutliche Verstärkung der kulturellen Dimension und eine bewusste Förderung demokratischer Strukturen der ökonomische Erfolg forciert werden konnte. Menschen wissen in der Regel, was gut für sie ist, und sie sind auch in der Lage, ihre eigenen Angelegenheiten zu ihrem besten zu entscheiden. Dieser Ansatz hat daher auf der Ebene der Vereinten Nationen seit Beginn der 90er Jahr Furore gemacht. Es gab eine Weltdekade „Kultur und Entwicklung“, in der genau diese Motorfunktion kultureller Entwicklungsprozesse speziell in Entwicklungsländern, gerade bei der Förderung der ökonomischen Entwicklung systematisch genutzt wurde. Inzwischen ist selbst die Weltbank, die aufgrund einer permanent erfolglosen Entwicklungspolitik nahezu verschrien war, auf diesen Trend umgeschwenkt, so dass Amartya Sen, früher ein heftiger Kritiker der Weltbank, inzwischen mit dieser zusammenarbeitet. Hinzuweisen ist etwa auf den Weltentwicklungsbericht von 2004 (Kulturelle Freiheit in unserer Welt der Vielfalt) der Weltentwicklungsorganisation der UNDP, in dem mit vielen empirischen Nachweisen dieser enge Zusammenhang von ökonomischer, kultureller, politischer Teilhabe aufgezeigt wird. „**Empowerment**“ ist das inzwischen eingeführte Stichwort, das zum Ausdruck bringt, dass selbstbewusste und starke Einzelne und Gruppen geradezu der Erfolgsgarant für alle Entwicklungsmöglichkeiten einer Gesellschaft sind.

Kulturelle Bildung wird in diesem Kontext also nicht zu einer Orchideenbeschäftigung, die man dann betreiben kann, wenn die materielle Basis gesichert ist, sondern sie wird ebenso wie die anderen Praxisformen zu einer existentiell wichtigen Tätigkeit. Das Ziel muss daher sein, kulturelle Bildung für alle umzusetzen. Vor dem Hintergrund der Studie von Bourdieu ist allerdings dann festzustellen, dass es nicht unbedingt dasselbe Bildungsangebot sein kann, das man nunmehr allen anbietet.

An dieser Stelle muss vielmehr eine Fachdebatte darüber beginnen, welche Entwicklungspotentiale in welchen kulturpädagogischen Angeboten und in welchen kulturellen und ästhetischen Praxisformen stecken und welche Anstrengungen zu unternehmen sind, dass man das Menschenrecht auf kulturelle Teilhabe – in unserer Formulierung: das Menschenrecht auf kulturelle Bildung für alle – auch umsetzen kann. Dazu ist als erstes die Erkenntnis zu verinnerlichen, dass eine reine Angebotsorientierung ausgrenzt. Wer glaubt, es genüge, ein wohldurchdachtes kulturpädagogisches oder künstlerisches Angebot bereitzustellen, ohne sich darum zu kümmern, dass auch die richtigen Zielgruppen dieses Angebot wahrnehmen können (zu erinnern ist an die vier Bedingungen, die bei der Realisierung von sozialer Teilhabe erfüllt sein müssen), darf sich nicht wundern, wenn er die anvisierten Zielgruppen nicht erreicht.

In der kulturpädagogischen Praxis gibt es für dieses Problem viele Lösungsmöglichkeiten. Eine Lösungsmöglichkeit besteht darin, gerade bei benachteiligten Gruppen mit niederschweligen Angeboten zu beginnen. Es haben sich sowohl die Spielpädagogik als auch die Zirkuspädagogik als sehr geeignete Arbeitsformen erwiesen, mit denen man insbesondere solche Zielgruppen erreichen kann. Im Grundsatz ist es aber möglich, **mit den entsprechenden pädagogischen Strategien** mit jedem Angebot jede Zielgruppe zu erreichen. Die materielle Frage ist dabei nicht unwichtig. Wir hatten sehr gute Projekte von Musikschulen, die schon vor 25 Jahren mit Hauptschulen kooperiert haben. Diese Projekte waren so lange erfolgreich, wie Projektmittel zur Verfügung standen, damit die Musikschulen auch die notwendigen Auslagen ersetzt bekamen. In England hatte man sehr gute Erfahrungen damit gemacht, dass Museen von Kindern und Jugendlichen überhaupt keine Eintrittsgelder erhoben haben. Man konnte statistisch zeigen, welche positiven Konsequenzen dies nicht bloß für eine Vergrößerung des Publikums und der Besucherströme, sondern gerade solcher Besuchergruppen hatte, die bislang nie im Museum waren. Trotz dieser positiven Erkenntnis ist man jetzt wieder dazu übergegangen, Eintrittsgelder zu erheben. Für deutsche Verhältnisse ist immerhin an diesem Vorgang tröstlich, dass man auch in anderen Ländern ausgesprochen dumme Politik betreiben kann.

Ich komme noch einmal zu dem schwierigen Problem zurück, welche Kulturangebote nunmehr für welche Zielgruppen geeignet sind. Ich kann mich an dieser Stelle wieder auf Bourdieu stützen. Bourdieu als Soziologe hat herausgefunden, welche verheerende politische Auswirkung ein Umgang mit bestimmten Künsten hat: dass dieser nämlich die ungerechte Klassenstruktur der französischen Gesellschaft stützte. Es war geradezu eine Mission von Bourdieu, gegen die idealistische Autonomieästhetik von Kant anzugehen. Man lese nur einmal die ersten 100 Seiten in seiner dicken empirischen Studie „Die feinen Unterschiede“. Der Politiker und Pädagoge Bourdieu konnte allerdings dieses Befunde des Soziologen Bourdieu nicht hinnehmen. Als er und seine Kollegen vom Collège de France vom Staatspräsidenten aufgefordert wurden, ein nationales Curriculum zu entwickeln, legte er sehr viel Wert auf künstlerische Schulfächer. Sein Ansatz war, dass alle französischen Kinder und Jugendlichen die Chance bekommen mussten, auch elaborierte ästhetische Codes sich anzueignen, damit sie sein von ihm selbst herausgefundenenes ehernes Gesetz der Sozialesegmentierung durch Kunst durchbrechen konnten.

### 5. Was ist zu tun?

1. Auch die kulturelle Bildungsarbeit muss erkennen, dass alle vier Teilhabeformen aufs engste miteinander zusammenhängen. Das bedeutet insbesondere, dass man sich zwar auf kulturelle Teilhabe konzentrieren kann, dass aber die Frage der ökonomischen, sozialen und politischen Teilhabe ebenfalls mit uns zu tun hat. Das bedeutet insbesondere, dass die Armut von Kindern und Jugendlichen, dass die mögliche Ausgrenzung von bestimmten Gruppen unserer Bevölkerung auch uns angeht. Das Menschenrecht auf die vierfache Teilhabe ist unteilbar. Daraus ergibt sich sofort ein allgemeines politisches Mandat auch für die Träger kultureller Bildungsarbeit, das sich gegen eine mögliche Fachborniertheit wendet, die glaubt, die politische und soziale Dimension ausblenden zu dürfen. Die BKJ hat daher vor einigen Jahren einen großen Kongress zu dem Thema „Kulturarbeit und Armut“ veranstaltet, dessen Befunde nach wie vor aktuell sind.
2. Wir müssen dringend eine fachliche Debatte über die Bedeutung ästhetischer Qualität führen. Wir müssen herausfinden, was ästhetische Qualität in den unterschiedlichen ästhetisch-kulturellen Praxen bedeutet und wir brauchen Wirkungsstudien, die belegen, dass und wie unterschiedliche ästhetische Qualitäten unterschiedliche pädagogisch-psychologische Entwicklungsimpulse bewirken.
3. Dazu ist es dringend notwendig, die Wirkungsfrage als ausgesprochen wichtige Frage auf die Tagesordnung zu setzen. Und dies sollten wir nicht (nur) deshalb tun, weil es von den Zuwendungsgebern aus Gründen der Legitimation von öffentlichen Ausgaben gefordert wird, sondern weil wir ein eigenes genuines fachliches Interesse daran haben.
4. Vor diesem Hintergrund wird die politische Bedeutung unsere Kompetenznachweises Kultur noch einmal deutlich: Zum einen ist er eine ausgereifte Strategie zur Erfassung von Entwicklungsfortschritten bei Kindern und Jugendlichen und kann – wie die Praxis zeigt – mit großem Erfolg auch bei benachteiligten Jugendlichen angewandt werden. Es ist sogar so, dass er bei diesen Zielgruppen besonders hilfreich ist, weil das Ansätzen an Stärken und das demokratische dialogische Verfahren, das ihm zugrunde liegt, zusätzlich die Persönlichkeitsentwicklung in besonderer Weise fördert. Vor diesem Hintergrund wird es auch verständlich, wenn sich die BKJ an der nunmehr beginnenden, allerdings fachlich ausgesprochen schwierigen Debatte um ein mögliches „Kultur-PISA“ beteiligt.
5. Fast im Widerspruch zu meinen obigen Ausführungen zu den Ergebnissen von Bourdieu scheint es mir hochplausibel, als praxisbezogene Leitlinie zu formulieren: Bis auf weiteres muss jedes Angebot versuchen, alle Jugendlichen zu erreichen. Das setzt die Träger und die Fachkräfte im kulturpädagogischen Bereich in die Verpflichtung, sich noch stärker als bisher um benachteiligte Zielgruppen, um mögliche Ausschlüsse von Bevölkerungsgruppen zu kümmern.

## **Literatur**

- Bourdieu, P.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987.
- Bundesvereinigung kulturelle Jugendbildung (Hg.): Kultur öffnet Welten. Soziale und kreative Kompetenz durch kulturelle Bildung. Remscheid 2004.
- Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (Hg.): Kulturarbeit und Armut. Remscheid 2000.
- Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (Hg.): Lernziel Lebenskunst. Konzepte und Perspektiven. Remscheid: BKJ 1999.
- Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (Hg.): Partizipation und Lebenskunst . Beteiligungsmodelle in der kulturellen Jugendbildung. Remscheid: Schriftenreihe der BKJ 2000.
- Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung: Kulturelle Bildung und Lebenskunst - Ergebnisse und Konsequenzen aus dem Modellprojekt "Lernziel Lebenskunst" Remscheid: BKJ 2001.
- Fuchs, M.: Leitformel Leben - Eine Grundategorie für die Theorie kultureller Bildung? Remscheid 2007
- Gerhardt, V.: Individualität. Das Element der Welt. München: Beck 2000.
- Kaufmann, F. X.: Varianten des Wohlfahrtsstaats. Frankfurt/M: Suhrkamp 2003.
- Nussbaum, M./Sen, A. (eds.): The Quality of Life. World Institute for Development and Economies Research (WIDER) - The United Nations University Helsinki. New York: Oxford University Press 1993.
- Sen, A.: Ökonomie für den Menschen München: Hanser 2000.
- Sennett, R.: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrranei der Intimität. Frankfurt/M.: Fischer 1983.
- UNDP: Kulturelle Freiheit in unserer Welt der Vielfalt. Paris/Berlin 2004.

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



TEILE  
HABE  
NICHTSE

## **Fishbowl-Diskussion**

**Prof. Dr. Max Fuchs  
(Deutscher Kulturrat, BKJ)**

**Prof. Dr. Roland Merten  
(Universität Magdeburg)**

**Moderation: Dr. Dorothea Kolland  
(Kulturamt Berlin-Neukölln)**

*Einleitung Dr. Dorothea Kolland*

**Zu Leitfrage 1 und 2:**

***Welchen Benachteiligungs- und welchen Integrationsbegriff legen Sie Ihren Überlegungen zugrunde?***

***Welche optimalen Ziele ergeben sich Ihrer Meinung nach daraus für die Arbeit mit Benachteiligten?***

***Prof. Dr. Max Fuchs:***

Ich denke immer noch darüber nach, wie das so mit der Macht ist im Bereich von Kinder- und Jugendkulturarbeit. Ich fand die Sache mit der Benachteiligung für mich zumindest ein bisschen spannender als diese Integrationsfrage. Von daher wollte ich dafür ein bisschen mehr Zeit verwenden, kein Referat, sondern eine Intervention.

Benachteiligung verstehe ich als Ausschluss von Teilhabe. Das klingt erstmal relativ banal, aber es schließt an das an, was wir eben in den zwei Vorträgen gehört haben. Herr Grottian hat ja ein Beispiel gegeben für politische Intervention um Teilhabe sicherzustellen, Herr Keupp hat die sozialpsychologische Dimension dargestellt.

Ich würde das gerne ergänzen um eine dritte Dimension, die ganz wichtig ist. Denn Teilhabe ist nicht bloß ein netter freundlicher Begriff, sozusagen die deutsche Übersetzung von Partizipation, sondern ist, wenn man es ernst nimmt, ein unglaublich, ja nicht belasteter, sondern ein sehr substantiell gefüllter Begriff. Er ist nämlich verankert in unseren obersten Normsystemen, in den Menschenrechten und einigen internationalen Konventionen – Dorothea Kolland hat ja auf meine UNESCO-Tätigkeit hingewiesen. Ich glaube man muss immer wieder daran erinnern, dass dadurch, dass die Bundesrepublik Deutschland diese Konventionen und die allgemeine Erklärung der Menschenrechte ratifiziert hat, die Freiwilligkeit, ob man sich daran hält oder nicht, begrenzt wird. Es gibt keine Entscheidung darüber ob man Teilhabe realisiert oder nicht realisiert und das muss man im Hinterkopf haben, wenn man über diese Dinge spricht. Vor dem Hintergrund ist es dann interessant einige Unterscheidungen zu treffen.

Das ist alles auch schon in den zwei Vorträgen angesprochen worden, dass man schon unterscheidet zwischen ökonomischer, kultureller, sozialer und politischer Teilhabe.

Jede einzelne dieser Teilhabe ist durch eine Menschenrechtserklärung abgesichert. Speziell in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte wird das formuliert. Aber es gibt auch zwei Konventionen von 1976, die eine betrifft politische und Bürgerrechte und klagt die politische Teilhabe ein, die andere betrifft ökonomische, soziale und kulturelle Teilhabe. Die Bundesrepublik Deutschland hat diese ratifiziert und muss alle zwei Jahre bei einem Ausschuss der Vereinten Nationen in Genf einen Rechenschaftsbericht darüber abgeben. Ich habe mir einmal die Mühe gemacht, den Bericht zur ökonomischen, sozialen und kulturellen Teilhabe zu besorgen. Das ist dürftig hoch zehn, was unsere Regierung als offiziellen Regierungsbericht zur Umsetzung dieses Menschenrechtes vorlegt. Und damit müssen wir arbeiten. Bei der Kinderrechtskonvention, wo ebenfalls all diese Teilhaberechte formuliert sind, funktioniert das ausgesprochen gut. Es gibt eine nationale Koalition, die die nationale Berichterstattung der Regierung als politisches Instrument nutzt, um quasi auch politisch auf die Füße zu treten, wo irgendetwas im Argen liegt. Die Armutsdiskussion ist dort seit langem schon in der Debatte.

Vor einigen Jahren wurde der Abteilungsleiter vom Jugendministerium zurück geschickt, als er eine Vorlage gemacht hat, in der alle Rechtsnormen für Kinder und Jugendliche aufgelistet waren, aber die Lebenswirklichkeit der Kinder überhaupt nicht stattfand. Das fand der Ausschuss, der das beurteilt hat, viel zu mager und die mussten nacharbeiten. Und dann kam der erste, ich glaube es war der 10. Kinder- und Jugendbericht, der dann deutlich von Kinderarmut sprach. Und die arme Frau Nolte war von ihren Ministerialleuten ausgesprochen schlecht beraten, da sie glaubte, sie könnte das als ein Definitionsproblem – so was hatten wir ja heute zu Beginn der Veranstaltung auch schon mal gehört – abtun, das heißt, wenn man das anders definierte, wäre die Armut auch verschwunden. Das zeigt, wie wichtig diese Instrumente sein können.

Die zweite Intervention würde ich gerne geben unter Bezug auf Franz Xaver Kaufmann, einen Forscher im Bereich der Sozialpolitik. Der hat das einmal für die Teilhabemöglichkeit der sozialen Teilhabe analysiert und hat Bedingungen dafür, dass diese zustande kommt, benannt und hat ökonomische, rechtliche, geografische und bildungsmäßige Voraussetzungen untersucht. Und wenn sie das mit dem Tableau vergleichen, das Heiner Keupp eben präsentiert hat, sehen Sie viele Überschneidungen, jedoch aus einer ganz anderen Linie. Er hat das nicht als Sozialpsychologe gemacht, sondern als Politikwissenschaftler. Ökonomisch ist klar: man braucht bestimmte materielle Ressourcen, man braucht Geld – wenn Sie das jetzt auf Kultur übertragen – um am kulturellen Leben teilzunehmen. Auch im Kulturbereich ist das Wenigste gratis. Rechtlich: es darf keinen Ausschluss geben. Das ist für die politische Teilhabe ganz wichtig: Wer hat Wahlrecht, wer hat kein Wahlrecht? Geografisch, gerade in unserem Feld stellt sich die Frage, sind die Angebote überhaupt erreichbar? Wenn man mit seiner Musikschule im Zentrum sitzt, neben dem Theater, und man geht dann in die Stadtränder, dann kann die Musikschule bereits geografisch sehr weit weg sein. Wenn dann nur 60 Cent an Fahrgeld da sind, wird man es nicht schaffen die Teilhabemöglichkeiten umzusetzen. Auch schon - von den Gebühren mal abgesehen - aufgrund der Tatsache, dass es auch eine bildungsmäßige Voraussetzung für Teilhabe gibt.

Dass das Menschenrecht auf Teilhabe nicht bloß im Ideenhimmel funktioniert, konnten Sie vor zwei Jahren erleben. Nämlich auch die Vereinten Nationen haben festgestellt, dass die Pisaergebnisse einen Verstoß gegen Menschenrechte darstellen. Das muss man so deutlich sagen, nämlich die Verbindung zwischen Bildungserfolg und sozialer Herkunft, die in Deutschland so stark ist wie in keinem anderen Land, heißt ja, dass man systematisch einen Bildungsausschluss von einer relativ großen Gruppe der Bevölkerung – 25% nämlich, vor allen Dingen Jugendliche mit Migrationshintergrund – hinnimmt. Der erste Pisabericht benannte das eine „strukturelle Demütigung“, was in den Schulen passiert. Und dann sandte man den Menschenrechtsbeauftragten Herrn Professor Muñoz aus Costa Rica nach Deutschland, der einen Bericht vorlegen wird, im Hinblick darauf, ob das deutsche

Bildungssystem gegen Menschenrechte verstößt. Es geht nicht unbedingt darum, ob Lehrer jetzt eine Stunde mehr oder weniger arbeiten müssen, sondern es ist eine internationale Debatte. Das heißt Pisa ist ein ganz wichtiger Indikator dafür, dass bei uns wirklich so vieles nicht im Reinen ist.

Zu Integration: Dass es Vorstellungen von Ganzheit geben muss, ist völlig klar, das hat was mit Kohärenz zu tun. Also, Herr Keupp hat das ja in Bezug auf das Individuum genannt, aber es muss auch ein Minimum an Gemeinschaftlichkeit geben. Bei Integration handelt es sich um einen problematischen Begriff, weil ganz viele von Integration sprechen, aber Assimilation meinen. Im kulturpolitischen Bereich hatten wir gerade wieder eine Debatte über Leitkultur, die diesmal nicht Friedrich Merz, der Erfinder der Bierdeckelsteuererklärung und des Begriffs der deutschen Leitkultur, ins Gespräch gebracht hat. Jetzt ist es ein sehr viel Klügerer, der das einbringt, nämlich Norbert Lammert, der Präsident des deutschen Bundestages. Und wenn Sie die Debatte verfolgen, können Sie feststellen, dass viele von Integration sprechen, aber totale Assimilation, insbesondere von Zuwanderern, wirklich meinen und zum Teil auch aussprechen. Und das ging bis hin zu diesen fragwürdigen Fragebogengeschichten. Also alle Bundestagsabgeordneten müssten auch mal alle sieben Mittelgebirge und die fünf Nebenflüsse der Donau benennen. und dann hätten Sie auch das Gefühl zu einer deutschen Schicksalsgemeinschaft – das ist Originalton Kauder – zu gehören. Also Integration ist ein schwieriger Begriff, weil relativ rasch bei der Forderung nach Integration die Messlatte utopisch hoch gelegt wird und genau die Vielfalt von Kulturen, zu der sich Deutschland jetzt auch verpflichtet hat, weil nämlich vor drei Wochen wieder eine internationale Konvention im Bundestag verabschiedet worden ist, eben dort ganz schnell auch wieder vergessen wird.

Also meine Intervention geht dahin durchaus zu nutzen, was es an völkerrechtlichen Instrumenten gibt, auch für Klärungen der Begriffe. Das ist jetzt vielleicht ein bisschen juristisch, aber es kann auch in der politischen Arbeit ausgesprochen hilfreich sein, denn man spart sich noch mal vielerlei an Begründungen, warum denn Teilhabe gut oder richtig ist. Manchmal ist so eine formal juristische Definition ja durchaus auch praktikabel.

### *Kurze Rückfragen*

#### **Prof. Dr. Roland Merten:**

Es ist schon sehr vieles gesagt worden, was es mir erleichtert anzuknüpfen. Eine Bemerkung: Ich bin hier im Lande noch Landesvorsitzender des Kinderschutzbundes und liege in einem beständigen Kampf mit dem einen oder anderen Minister. Das ist nicht ganz unkompliziert, aber notwendig, weil relativ viel von dem, über das wir heute hier sprechen, gerade diese Kinder, die ich in erster Linie im Blick habe, nicht erreicht. Das muss man ganz deutlich sagen, die sind in besonderer Weise benachteiligt.

Damit bin ich bei meinem Benachteiligungsbegriff. Ich habe die Peinlichkeit, ich kann das nicht so klar definieren, und zwar deshalb, weil ich nicht sagen kann es ist Ausschluss von Teilhabe. Denn wenn man Ausschluss von Teilhabe sagt, hat man eine kategoriale Unterscheidung zwischen denen, die dazu gehören, und denen, die nicht dazu gehören. So einfach ist es für uns in der Bundesrepublik nicht, weil wir eine sehr viel komplexere und schwierigere Lage aufzubieten haben. Ich habe mal versucht für mich den Integrationsbegriff in den verschiedenen Dimensionen, mit denen wir zu tun haben, aufzugliedern. Wobei es mir darauf ankommt, auf unterschiedliche Aspekte einmal aufmerksam zu machen. Da heißt es zum einen, in der objektiven Welt der materiellen Zusammenhänge: Habe ich hinreichend oder habe ich überhaupt Geld, um teilnehmen zu können? Die Frage der sozialen Welt: Werde ich in meiner Integrität als Person anerkannt? Und die Frage der subjektiven Welt, wenn man über soziale Integration redet ist die, dass ich in meiner Integrität tatsächlich unangetastet bleibe. Und wenn man sich das anschaut, dann haben wir ja in der Bundesrepublik die rechtlichen Voraussetzungen dafür, die all das gewährleisten.

Die rechtlichen Voraussetzungen. Da sind wir genau bei der Diskussion, die Sie eben auch schon aufgeworfen haben. Das ist die eine Seite der Realität. Wie sieht aber die Wirklichkeit aus? Ich habe mir diese Wirklichkeit seit Jahren genauer angesehen, und zwar aus der Perspektive derjenigen, die in bestimmten Formen unserer Gesellschaft eben nicht aktiv vertreten sind, dort ihre Rechte nicht einbringen, nicht einbringen können, und mich gefragt: Woran liegt das eigentlich? Ich will noch zwei Beispiele geben, um zu zeigen, wenn wir über Ausschluss reden oder über Benachteiligung, zunächst erstmal über Ausschluss, können wir feststellen: Das gibt es eigentlich de jure und auch de facto insofern nicht, als dass wir eine hinreichende Existenzsicherung für jede Person in Form der Sozialhilfe oder des Sozialgeldes, ich denke an Kinder, haben. Und das ist auch richtig. Aber wir müssen uns anschauen: Was bedeutet das? Sie haben eben so flott von den sechzig Cent Fahrgeld gesprochen. Da bin ich innerlich zusammen gezuckt, und zwar aus einem ganz schlichten Grund: Ich habe mir angeguckt, wie das eigentlich ist, wenn ich Kinder in diese Gesellschaft integrieren möchte, sie zu aktiven Bürgern heranziehen möchte, ihnen Bildungschancen eröffne, dass sie tatsächlich auch gestalterisch mittätig sein können. Was geben wir eigentlich diesen Kindern an die Hand, und zwar ganz konkret materiell, pro Tag, damit sie aktive Bürger der Gesellschaft werden können? Denn man braucht, um seine politischen Rechte wahrnehmen zu können, eine bestimmte Form von Mindestabsicherung. Dass ich überhaupt existieren kann – hat das Bundesverfassungsgericht gesagt – das ist im soziokulturellen Existenzminimum alles garantiert, in der Form, dass wir einen Regelsatz haben, in der Sozialhilfe oder beim Arbeitslosengeld 2, sprich für Kinder: Sozialgeld. Für ein Kind bis vierzehn Jahre bedeutet das 207 Euro im Monat. Schaut man genauer hin, was in so einem Regelsatz eigentlich alles drin ist für ein Kind, so stellt man fest, dass darin anteilig unterschiedliche Positionen enthalten sind. Also was man sehen kann ist, dass, wenn man es auf einen Tag runter rechnet was im Regelsatz drin ist, für Frühstück, für Mittagessen, für Abendbrot und für alle Getränke, die so ein Kind mit vierzehn Jahren braucht, 2,62 Euro am Tag bleiben. Formal genügt das den rechtlichen Voraussetzungen, die bei uns definiert sind in Form des soziokulturellen Existenzminimums.

Wenn man das durchrechnet, Kollegen haben dies bereits getan, dann kommt man genau mit diesen Regelsätzen, die so ein Kind braucht bis zum 23. eines Monats, wenn man die Kriterien der Deutschen Gesellschaft für Ernährung zugrunde legt, um eine gesunde Ernährung sicher zu stellen. Nun haben diese Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahr die unangenehme Eigenschaft auch nach dem 23. eines Monats noch Hunger zu haben. Da muss man sich also etwas einfallen lassen. Wir haben eben flott von den 60 Cent gesprochen. Schauen wir uns für den Verkehr 41 Cent an – da wollen wir es mal nicht zu dicke treiben hier. Und schauen wir uns dann an, was für Kinder für die Gesundheitspflege übrig bleibt, Zahnpasta, Seife, Creme, Shampoo und so weiter und so fort: 27 Cent am Tag. Die Konsequenz ist, ich sage das etwas zynisch und böse: alsbald werden wir unsere Armen wieder riechen können. Also formal garantieren wir hier genau das, doch schauen wir materiell hin, können wir feststellen, dass es bedauerlicherweise gar nicht korrespondiert. Also kann man zeigen, dass, einfach durch so eine ganz banale Änderung wie die HartzIV - Gesetzgebung, die dazu geführt hat, dass Kinder, die aus dem Kontext der Arbeitslosenilfe jetzt in der Sozialhilfe leben müssen, was das Sicherungsniveau anbelangt, massiv Lebenschancen vorenthalten werden.

Wir können Zuwachsraten feststellen, beispielsweise für Sachsen-Anhalt, da haben wir eine Zuwachsrate von 136%, in Thüringen sind es 162%, in einzelnen Landkreisen sind es 300%. Das führt dazu, dass inzwischen jedes dritte Kind in den Großstädten unter den Bedingungen strenger Armut, wie wir es in der internationalen Armutsdiskussion formulieren, leben muss. Das ist die Realität, über die wir sprechen und von der ich meine, dass man mit einem sagen wir einmal kategorialen Begriff von Benachteiligung als Ausschluss von Teilhabe, diese hohen prekären Lebenssituationen, die sich auf dem Sozialhilfeniveau oder kurz darüber oder kurz darunter bewegen, überhaupt nicht in den Blick kriegt.

Also, wir können erkennen, dass Kinder tatsächlich strukturell benachteiligt sind, obwohl wir ihnen formal die Teilhabe sichern. Das ist ein Punkt, auf den wir bisher viel zu wenig geachtet haben: Diese Differenz zwischen formaler Teilhabe und materiellen Bedingungen. Wenn ich das auf meine Eingangsbemerkung zurückprojiziere, kann man feststellen, dass Kindern formal die Inklusion gewährt wird. Sie müssen tatsächlich nicht in der Weise hungern, dass sie physisch bedroht sind. Aber alle anderen Faktoren werden systematisch durch die Fixierung auf die finanzielle Ausstattung von Kindern ausgeblendet. Und damit werden auch notwendige Diskussionen über kulturelle Bildung, notwendige Diskussionen über andere Formen von Bildung, systematisch ausgeblendet, weil sich alles auf die Frage materieller Absicherung kapriziert.

Aber was man sagen kann ist, dass der 10. Kinder- und Jugendbericht das erste Mal in einer größeren politischen Form auf dieses Thema aufmerksam gemacht hat. Dort ist tatsächlich alles zu einem Messproblem degradiert worden, erfolglos wie wir wissen, Frau Nolte hat ja versucht, das über die Bundestagswahl zu retten, hat es aber nicht geschafft. Wir sind ja inzwischen, an einigen Stellen zumindest, auch was die Frage der Integration anbelangt, klüger geworden. Der 11. Kinder- und Jugendbericht hat nicht zufällig darauf abgehoben, dass Kinder auch in öffentlicher Verantwortung aufwachsen. Was daraus resultierte ist: Nichts. Nichts außer heißer Luft und schönen Sonntagsreden. Sachsen-Anhalt hat beispielsweise dafür gesorgt, dass Kinder, bei denen mindestens ein Elternteil arbeitslos ist, der Anspruch auf einen Kindertagesplatz – das sind Bildungsmöglichkeiten – auf die Hälfte reduziert wird, obwohl sie es am dringendsten notwendig haben.

Schauen wir den 12. Kinder- und Jugendbericht an: Da haben wir eine hohe Anschlussfähigkeit an die kulturelle Bildung. Dort geht es um die Frage der Bildung, und zwar nicht in dieser Borniertheit, die nach Pisa in der öffentlichen Diskussion losgetreten wurde. Pisa hat auf einen erheblichen, sagen wir einmal inhaltlichen Mangel hingewiesen. Dass wir nicht so besonders dolle in der Leistungsspitze sind, darüber kann man jammern. Ich finde es gibt noch Schlimmeres auf der Welt. Aber worauf Pisa auch aufmerksam gemacht hat, worauf nicht reagiert wird, ist die Tatsache, dass in keinem anderen OECD-Staat, der Zusammenhang zwischen Bildungsmöglichkeiten – Bildungserfolg auf der einen Seite und soziale Herkunft auf der anderen Seite – so eng ist, wie in der Bundesrepublik. Und der 12. Kinder- und Jugendbericht eröffnet Perspektiven. Er besagt, wir haben unterschiedliche Dimensionen von Bildung: Formale – das ist genau das, was in der Schule läuft – non-formale und informelle. Und diese beiden anderen werden in ihrer Gleichwertigkeit, in ihrer Gleichberechtigung neben der formalen Bildung erstmals thematisiert, in einem öffentlichen Dokument, an dem man jetzt nicht mehr vorbei kann. Ob es eine Wirkung zeitigen wird, wird sich zeigen. Ich hoffe es, aber ich bin skeptisch. Zumindest wenn ich mir die politische Wirkmächtigkeit der vorliegenden Berichte anschauen muss ich sagen, bin ich ernüchtert.

### **Zu Leitfrage 3:**

***Was kann die kulturelle Bildung zur Integration von Benachteiligten leisten, welche Verantwortung trägt die kulturelle Bildung zur Integration von Benachteiligten?***

#### ***Dr. Dorothea Kolland:***

Kulturelle Bildung hat in den meisten Fällen nur Sekundärmöglichkeiten Teilhabe, beziehungsweise Integration, zu gewährleisten. Ich mag den Integrationsbegriff hier überhaupt nicht, weil der so missbräuchlich verwendet wird, so dass ich lieber den Teilhabe-Begriff verwende. Die sozialen – es gibt auch gesundheitliche Gründe für Exklusion, etwa durch Behinderung – Behinderungen sind die primäre Barriere, sie können durch Kultur nicht beseitigt werden.

Aber Kunst und Kultur, der Inhalt kultureller Bildung, bieten insbesondere durch ihre Vielfalt an Ausdrucks- und Sprachmöglichkeiten die Chance Kommunikationsbrücken zu bauen,

nicht um abzulenken oder zu harmonisieren, sondern um auf andere vielfältige Art und Weise Wissen übereinander zu erwerben und zu vermitteln. Die andere Sprachfähigkeit von Kunst: Ihre Fähigkeit ungewohnte, unübliche Sichtweisen zu nutzen, zuzuspitzen, zu übertreiben und zu provozieren – vielleicht kommen wir da auch mit Peter Grottian zusammen – auf andere Ebenen zu transferieren, komplexe Situationen zu dekonstruieren, künstliche Situationen zu schaffen, die spielerisch Problem- und Lösungsvarianten möglich machen, in andere, fremde, gegnerische Rollen zu schlüpfen, Empfindungen und Befunde zu formulieren, zu verbalisieren, was zunächst nicht, oder auch gar nicht möglich ist. Sie nutzt auch die Möglichkeit des „social impact of the art“, um gerade Menschen, die von verbaler intellektueller Kommunikation benachteiligt oder ausgeschlossen sind, selbstbewusst und ausdrucksfähiger zu machen, weil sie andere Ausdrucksformen als verbale Sprache finden, in denen sie sehr erfolgreich sein können. Kunst- und Kulturpraxis macht insbesondere dann Sinn, wenn sie auf ein Produkt hinarbeitet und Kunst es schafft ihre Produzenten stolz auf das erreichte und damit stärker zu machen, eine Stärke, die die Persönlichkeit insgesamt erfasst.

Und außerdem, das hören wir zwar nicht so gerne, aber wir argumentieren natürlich auch damit: Sie fördert Sekundärtugenden, die zum Bestehen in dieser Gesellschaft nützlich sind, wie Beharrungsvermögen, Geduld, Qualitätsbewusstsein, Kennen lernen eigener Stärken und Schwächen und den Umgang damit. Also wenn ich an so einer verzweifelten Situation wieder einmal stehe, weil wir eigentlich da jeden Tag in die Situation kommen, die Realität der Kinder und Jugendlichen in Neukölln zu sehen, dann ist es notwendig, immer wieder so etwas auch zu reflektieren, nicht in Überschätzung, aber doch denke ich auch in Reflexion dessen, was wir überhaupt erreichen können. Es wäre mir sehr daran gelegen, wenn wir über diese Möglichkeit hier doch ein bisschen schärfer nachdenken würden.

**Prof. Dr. Max Fuchs:**

Was kann kulturelle Bildung tun? Nachdem was Du gerade vorgetragen hast, könnte man sagen: „So ist es.“ Und das wäre es dann. Ich glaube aber, es ist hilfreich noch einmal zu differenzieren. Kultur heißt ja auch immer Unterscheidungen treffen. Einmal hat man die kulturelle Bildung als individuelle Disposition – was ist quasi meine Lebenskompetenz – aber mit kultureller Bildung meint man ja nicht nur das, was Menschen im Kopf oder im Herzen oder in der Hand mit sich herumtragen, als Fähigkeit ihr Leben zu bewältigen – mehr oder weniger gut – sondern man meint auch die Strukturen, die kulturelle Bildung, die politische Bildung, meint die Trägerstrukturen und die Verbände. Ich glaube, wenn man die Frage stellt, was kulturelle Bildung tun kann, lohnt es sich, genau diese Unterscheidung zu treffen.

Du hast Dich jetzt auf der ersten Ebene bewegt, die individuelle Disposition. Da haben wir ja zehntausende von Seiten, irgendwo auch unsere Legitimationsformeln, all das was schön war und gut klingt, was kulturelle Bildung alles kann. Das heißt auch, hier müsste man noch mal unterscheiden zwischen den frommen Wünschen, Was ist das, was man sich wünscht, was schön wäre, wenn das alles so gelänge? Und was ist dann auch die nachweisbare Ebene? Zumindest sollte man die zwei Dinge unterscheiden. Wir werden im Moment, was die Nachweisebene betrifft, zunehmend mehr gefordert. Der so genannte Wirksamkeitsdialog, der bundesweit auch in der Jugendhilfe stattfindet, ist ja nicht bloß verkehrt, selbst wenn er aus dem falschen Motiv von Politik betrieben wird, um Mittel zu streichen. Aber eine Selbstvergewisserung gehört auch zur Professionalität der Kulturpädagogik dazu. Denn die Verantwortung, die Sie haben – sie „pfuschen“ ja quasi in der Persönlichkeit der Kinder und Jugendlichen herum – da gehört es auch zu den professionellen Standards, auch mal Rechenschaft darüber abzulegen, was denn so stimmt.

Auf der Zielebene ist das alles so, wie Du das beschrieben hast. Das hätten wir gerne alle, wir wären damit ja auch auf der Höhe der Zeit dessen, was heute Morgen so angesprochen worden ist. Ich erinnere da an den Slogan „An den Stärken ansetzen“, wie es Johannes Rau

mal in seiner hübschen Art formuliert hat: „Welche Aufgabe hat Bildungsarbeit? Die Schwächen schwächen und die Stärken stärken!“ Und wir halten uns das ja komplett mit der Jugendhilfe, das gilt ja nicht bloß für die Kulturarbeit, zugute. Anders als Schule, wo der Lehrer, besser sein Zerrbild, ständig nur herausfinden will, was Schülerinnen und Schüler nicht können, sind wir ja die besseren Menschen. Da war ja heute Morgen die Rede, wir knüpfen ja immer nur an Stärken an und ermutigen. Vermutlich stimmt das ja auch über weite Strecken, was uns aber nicht daran hindern soll, bei jeder Einzelmaßnahme noch mal zu gucken, in wie weit das der Realität entspricht. Es gibt durchaus auch kulturelle Angebote, bei denen die Motivation der Eltern die Motivation der Kinder auch ersetzen kann. Auch die strikte Subjektorientierung ist ja etwas, was wir uns zugute halten, dass also nicht top-down, nach dem Modell Nürnberger Trichter, gut meinende Pädagoginnen oder Pädagogen oder auch Künstlerinnen und Künstler den Kindern irgendetwas verabreichen, sondern dass dort die Partizipation auch wirklich ernst genommen wird und Kinder und Jugendliche als Subjekte ihrer kulturellen Praxis ernst genommen werden. Das haben wir in all unseren Zielkatalogen drin stehen und daher müssen wir auch immer kritisch gucken, ob wir das denn wirklich so umsetzen. Also soviel zu dieser Ebene „Kulturelle Bildung als innere Disposition Leben zu bewältigen“.

Die zweite Ebene ist natürlich auch wichtig, insbesondere wenn man sich Grotians Vorwurf „wir sind politisch zu leise“ zu Bewusstsein führt. Was können Träger kultureller Bildung tun? Auch da kann ich noch mal anschließen an das, was Heiner Keupp gesagt hat. Verantwortung der Einrichtungen und derjenigen, die solche Kulturprojekte organisieren, ist es natürlich Kontexte der Anerkennung zu schaffen. Also man kann natürlich Kulturarbeit auch ganz anders betreiben, unter einem Leistungsdruck und irgendwann muss die Aufführung stehen. Auch solche Projekte habe ich schon begleitet, bei denen wild gewordene Künstler nur noch die Kunst sahen – und man weiß, in der professionellen Kunst geht man im Tanz, im Theater, in der Musik ab und zu ziemlich unverschämt mit Menschen um, die sind dann für Choreografen und Regisseure einfach nur Menschenmaterial, um eine Kunstidee umzusetzen. Von daher ist der Kunstbetrieb nur begrenzt geeignet, als Modell für kulturelle Bildungsarbeit zu gelten, die eben die Prinzipien der Anerkennung der Stärken und so weiter realisiert.

All dies müssen sich diejenigen, die Kulturprojekte organisieren, immer wieder bewusst machen, dass das Arrangement ihrer Kulturprojekte auch wirklich den hehren Zielen entspricht und dass es wirklich auch Kontexte der Anerkennung sind und nicht weitere Kontexte einer strukturellen Demütigung – denn davon haben wir in der Tat in der Schule genug. An dieser Stelle will ich nur kurz das Instrument „Kompetenznachweis Kultur“ erwähnen, das ja genau versucht diese Stärken von Kindern und Jugendlichen, die sie in den Kulturprojekten zeigen und auch weiter entwickeln, zu dokumentieren.

Die dritte Ebene ist die Verbandsebene. Das ist dann in der Tat der politische Arm, bei dem der Aufschrei eigentlich kommen müsste, bei dem die Prozesse der Skandalisierung stattfinden müssten. Wir versuchen es mit bescheidenen Mitteln – wir müssen jetzt noch mal nachdenken darüber, ob wir nicht lauter sprechen müssen. Wir haben als BKJ zumindest etwas dazu beigetragen, dass der Bericht von Herrn Muñoz im Hinblick darauf, dass die Pisaergebnisse Menschenrechtsverstöße dokumentieren, nicht so in der Schublade verschwindet. Denn das wurde dann auch wieder von der Kultusministerkonferenz relativ verharmlost: „Hach, der Mann war gerade mal im Land und da hat er sich einfach mal so eine Schule angeguckt.“ Man hatte ihm natürlich drei ausgewählte Schulen vorgeführt.

Aber bescheuert war er nicht und er hat dann gesehen, dass er hier sozusagen ein potemkinsches Dorf gezeigt bekommen hat. Aber hier sind die Verbände in der Verantwortung sich all das, was kulturelle Bildung tun kann, auch im Hinblick auf Ausgrenzung, anzugucken.

Wenn man das Jugendkulturbarometer vom Zentrum für Kulturforschung – das beste empirische Material über Nutzungsverhalten Jugendlicher im Hinblick auf Kunst und Kultur – zu Rate zieht, dann muss man schlicht und einfach sehen, dass sich dies auch als Dokument des kulturellen Ausschlusses lesen lässt. Nach über dreißig Jahren engagierter Kulturpolitik ist es nicht gelungen, den Anteil der fünf Prozent von Menschen, die an Hochkultur partizipieren auch nur um eine Stelle hinter dem Komma zu erhöhen. Im Durchschnitt ist es so, dass hundert Prozent der Bevölkerung etwas bezahlen, was nur fünf Prozent nutzen. Das denke ich, ist ein Skandal, wenn man glaubt, dass dort in den Angeboten etwas drin steckt, was genau für die Souveränität im Umgang mit ästhetischen Codes eine Rolle spielt. Dies zu benennen ist notwendig – Bourdieu ist heute schon erwähnt worden – es ist schlicht und einfach so, dass Kunst und Kultur eben keine Mittel der Integration sind, sondern Mittel der Aufteilung der Gesellschaft in kleine Grüppchen. Und das teuflische daran ist – und das zeigt auch jede empirische Nutzerstudie in Deutschland – dass man sehr genau sagen kann: Zeige mir was Du kulturell konsumierst und ich sage Dir Deinen sozialen Platz in der Gesellschaft. An dieser Stelle ergeben sich die feinen Unterschiede im Sinne Bourdieus. Doch dieser Skandal – er ist seit dreißig Jahren bekannt, so alt ist diese Studie – ist in der Kulturpolitik und in der Jugendkulturpolitik noch nicht richtig angekommen.

***Rückfrage von Dr. Dorothea Kolland nach seiner Einschätzung zu der Forderung nach einer Kopplung öffentlicher Kulturfördergelder an einen im Projekt integrierten Beitrag zu Teilhabe (wie in England, Kanada etc. schon praktiziert und nun auch in Berlin gefordert: 2% der Förderung sollen hier zukünftig für kulturelle Bildung ausgegeben werden).***

***Prof. Dr. Max Fuchs:***

Diese Forderung habe ich als Vorsitzender des Deutschen Kulturrats auch erhoben, wir haben sie auch der Enquete-Kommission vorgetragen und predigen sie landauf, landab. Dass, weniger bei der Förderung einzelner Künstler, aber dort, wo es um institutionelle Förderung, Projektförderung von Hochkultureinrichtungen geht, dass 10% der Förderung für kulturelle Bildung ausgegeben werden. 10%!

Das scheint im Widerspruch zu stehen zu dem, was Bourdieu sagt. Bourdieu als Empiriker stellt ja zunächst einmal nur fest, wie Kunst und Kultur funktionieren. Das Interessante an Bourdieu war, dass er als Politiker das natürlich nicht toll gefunden hat. Es gibt da so eine Art inneren Widerstreit, denn er bekam dann mit seinen Kollegen vom Staatspräsidenten den Auftrag ein nationales Schulcurriculum zu entwickeln. In diesem nationalen Schulcurriculum hat er dafür gesorgt, oder versuchte dafür zu sorgen, dass jeder Schüler und jede Schülerin über das Instrument, das alle Kinder und Jugendlichen erreicht, nämlich die allgemein bildende Schule, ein heftiges Maß an Kunstunterricht – also Kunst jetzt im weitesten Sinne – bekommt. Seine Idee war, dass dieses ehernen Gesetz „Ästhetik führt zur Segmentierung der Gesellschaft“, nur dadurch aufgebrochen werden kann, dass es eine Form von ästhetischer Souveränität bei jedem gibt, damit nicht unbewusst die Klassengesellschaft fortbesteht.

Die Hoffnung habe ich natürlich auch, dass man in der Tat über Qualität in der Kulturarbeit sprechen muss. Dass es durchaus Anspruchsniveaus gibt, was das Ästhetische betrifft und dass es sich lohnt, auch in die tieferen Schichten eines Umgangs mit Kunst vorzudringen – aus soziologischen Gründen vielleicht um zu verhindern, dass die Klassengesellschaft weiter besteht. Aber auch aus Persönlichkeitsgründen, weil man glaubt, dass die Qualität einem Anforderungsprofil entspricht, damit die Kompetenzentwicklung damit Schritt hält. An dieser Stelle kann ich mit Bourdieu, und zwar dem Pädagogen und Politiker Bourdieu, antworten, der scheinbar im Widerspruch zu dem Soziologen steht, und da ist mir der Pädagoge sympathischer.

***Dr. Dorothea Kolland:***

Nun die Frage an den Armuts-Jugendforscher: Sehen Sie einen Sinn darin mit Kindern und

Jugendlichen Kultur zu machen, in Anbetracht der Zahlen, die Sie uns genannt haben?

**Prof. Dr. Roland Merten:**

Das ist natürlich jetzt die Gretchenfrage. Ich möchte erstmal kurz zu Bourdieu etwas sagen: Ich denke, man darf der Kultur auch nicht alle Belastungen zurechnen, die ihr vermeintlich von Bourdieu zugerechnet wurden. Er sagt nicht „zeige mir was Du kulturell konsumierst“, sondern – streichen Sie das kulturell – er sagt „zeige mir, was Du konsumierst“. Das muss man ernst nehmen. Er hat ja Geschmacksunterschiede, wie wir die Dinge schmecken festgemacht, also gefragt, wer welche Obstsorten isst, so ganz banale Dinge, also Bananen, Äpfel und so weiter. Welche Form von Körperästhetik haben wir? Und da kann man sehr schön – nun ist Frankreich auch von der Struktur her anders als die Bundesrepublik – zeigen, dass sich da Schichtungen zeigen, die bei uns in der Weise im Moment nicht erkennbar sind.

Aber, das muss man ganz klar sagen, vor dem Hintergrund der doch sehr ernüchternden Zahlen, von denen ich vermute, dass sie alsbald auch bei uns anzutreffen sein werden: Wir haben eine Form von Schichtungen auf die wir zulaufen, über die wir bisher relativ wenig reden. Natürlich muss man Kulturarbeit, gerade mit diesen Kindern und Jugendlichen, machen, und zwar mit Blick auf den 12. Kinder- und Jugendbericht, dass wir uns nicht nur inhaltlich an der Frage der formalen Bildung orientieren dürfen. Und da würden für mich auch ein paar Brechungen reinkommen, auch zu den ersten Ausführungen.

Also zu der Frage primäre und sekundäre Barrieren: Ich halte das für eine unglückliche Differenzierung, weil wir so tun, als ob es so etwas gäbe wie wichtige und unwichtige Bildung. Das gibt es nicht. Und das ist das Ernüchternde und das Befruchtende was der 12. Kinder- und Jugendbericht uns zeigt, nämlich, dass aus der Perspektive der Kinder und Jugendlichen betrachtet, Bildung gleichwertig ist. Und zwar in den jeweiligen Kontexten und den Zusammenhängen, die für sie relevant sind. Dass aus unterschiedlichen sozial und gesellschaftlich zugerechneten Bildungskontexten unterschiedliche Konsequenzen resultieren, ist ganz klar – darüber müssen wir uns glaube ich nicht verständigen – mit den entsprechenden Selektionseffekten. Aber wir müssen das nicht voll reproduzieren in unserer eigenen Blickrichtung auf diese Dinge.

Die Frage des besseren oder schlechteren Geldausgebens stellt sich für mich nicht mehr, denn man kann das eine tun ohne das andere zu lassen. Wenn wir fragen, können wir Geld besser oder schlechter ausgeben, bezogen auf die hinreichende materielle Absicherung, kann ich nur sagen, lässt man sich bereits auf eine Nullsummendiskussion ein, die wir uns im Sozialbereich insgesamt sehr gerne aufschwätzen lassen, die allerdings völlig fatal ist. Ich mache das mal an einem konkreten Beispiel fest: Über Familienpolitik wird in den letzten Jahren relativ viel geredet und da gibt es tolle Überlegungen, wie man beispielsweise das Kindergeld kürzen kann, um die Kindertagesstätten besser auszubauen. Immer mit dem Hinweis: Bildung, gute Bildung. Schauen wir uns das an, dann ist es Verteilung innerhalb des gleichen Ressorts. Die gleiche Summe wird von hier nach da und von dort nach da geschoben und man hofft immer mehr einen Zugewinn an noch besserer Qualität zu kriegen. Jeder, der ein bisschen was von den Dingen versteht weiß, dass dies Quatsch ist.

Natürlich muss man aufgabenkritisch gucken, was machbar ist, aber wir wissen auf der anderen Seite, wenn man in bestimmten Bereichen keine Entwicklungsinputs rein gibt, dann kommt da auch nicht viel raus. In der Wirtschaft hat man das gelernt. Schauen wir uns die Diskussion in der Wirtschaft an, dann kann man feststellen, dass es dort bei den letztjährigen Steuersenkungen zu realen Entlastungseffekten gekommen ist, also nicht zur Umverteilung innerhalb der Wirtschaft, sondern da ist tatsächlich mehr Geld rein geflossen.

Die Diskussion „man hört uns nicht“ ist eine, die wir nicht führen sollten. Wir diskutieren immer mit dem Rücken zur Wand und glauben, das sei eine ordentliche Argumentationsfigur. Ich glaube, das ist eine sehr schwache Position – die muss man so auch nicht teilen.

Zur Frage des Wirksamkeitsdialogs: Natürlich müssen wir den führen. Ich finde es richtig, dass wir danach gefragt werden: „Ist das was ihr macht auch vernünftige Arbeit?“ Da fließt ja Geld rein und dafür müssen wir uns legitimieren. Allein, dass wir die besseren Menschen sind, mit der besseren Moral, das glaubt uns jeder – überzeugt aber keinen, weil die jeder hat. Da ist die Frage: Nach welchen Kriterien operieren wir denn? Und da werden wir schwachbrüstig, weil wir in der Regel nicht in der Lage sind, selbst professionell bestimmte Kriterien anzugeben. Das ist unsere Schwachbrüstigkeit. Nicht dass wir uns nachweisen müssen, das können wir. Aber man muss auch genau bestimmen, was man denn will, wo der Zug hingehen soll und aus welchen Gründen.

Dann ist man bei der Frage der Kulturarbeit für diese Kinder und Jugendlichen, auf die ich mein Augenmerk in besonderer Weise lenke. Alle Formen von Hochkultur – da können wir Künstler noch so sehr feiern und noch so sehr sponsern – werden an diesen Kindern und Jugendlichen so lange vorbei gehen, solange ihr Lebensweltbezug davon nicht betroffen ist. Wir haben in der Kinder- und Jugendhilfe die Diskussion über Lebensweltbezug seit Jahr und Tag aus guten Gründen. In der Kulturarbeit, finde ich, kann man da noch mehr machen. Man kann mich ja überzeugen, dass da schon genug gemacht wird, aber ich glaube, dann wären wir auf der Höhe unserer Leistungsfähigkeit, das mag ich mir so richtig ganz noch nicht vorstellen. Worauf es ankommt ist – wir wissen das aus bestimmten Bereichen, beispielsweise aus der Bewältigungsforschung – dass Kinder selbstverständlich Ressourcen haben, auch wenn sie unter schwierigen Bedingungen aufwachsen und hier kann Kulturarbeit allerdings Erhebliches leisten. Sie kann dazu beitragen, dass die Ressourcen, die die Kinder haben, tatsächlich mobilisiert werden. Dazu bedarf es entsprechender pädagogischer Konzepte. Da gibt es einiges, aber da kann man noch mehr machen. Das heißt also, es gibt Kinder, die leben unter dramatisch schlechten Bedingungen, in extremen Armutsbedingungen, sozial benachteiligten Wohngebieten, sind gesundheitlich angeschlagen, all das kennen wir. Worauf es mir ankommt ist, dass wir diese Kinder in einer Weise auch mit Kulturarbeit natürlich befähigen, dass sie mit diesen Lebensbedingungen zurechtkommen und sie in der besten Perspektive auch verlassen können.

Ich habe in Hinblick auf diesen Vorschlag eine interessante Anmerkung gelesen. Es ging um die Pädagogisierung sozialer Probleme. Da muss ich sagen, da war ich als Pädagoge erschrocken. Ich sage: Ja mein Gott, was soll ich denn sonst machen? Natürlich ist das eine pädagogische Herausforderung, es muss doch darauf ankommen, die Kinder, die unter diesen Lebensbedingungen leben, zu befähigen, dass sie damit klar kommen und sie möglicherweise verbessern können. Das ist doch die Herausforderung um die es geht und das ist eine Form von Partizipation, die dazu führt, dass ich tatsächlich auch Lebensumwelten mitgestalte, nicht für, sondern mit diesen Kindern.

Ich habe da etwas aus dem Sport gelernt. Ich hatte einen Kollegen von der Berliner Sportjugend, der hat mich sehr überzeugt seiner Zeit. Sie haben Streetball -Anlagen aufgebaut, für viele, viele Kinder. Was war? Sie kommen zwei Tage später hin, ist alles demoliert, alles ruiniert. Da waren sie frustriert. Was haben sie gemacht? Das ganze noch mal aufgebaut. Zwei Tage später: gleiches Spiel. Was haben sie festgestellt? Das geht so nicht. Was haben sie gemacht? Sie sind daraufhin zu den Jugendlichen hingegangen, haben gesagt: „Wollt ihr so eine Anlage haben? Wo wollt ihr sie hin haben? Lasst uns das zusammen machen.“ Und das ist eine Form von Lebensweltbezug, den man nur dann herstellen kann, wenn man sich tatsächlich auf die Lebenswelt dieser Kinder einlässt. Und das ist nicht dadurch getan, dass man Künstler sponsert, sondern dass man wirklich die Voraussetzung schafft, dass diese Künstler die Fähigkeit haben, also die Fertigkeit, mit Kindern vor Ort in ihrer Lebenswelt diesen Bezug, den sie brauchen auch tatsächlich

herzustellen. Das allerdings ist eine Form von Pädagogisierung, die ich für außerordentlich sinnvoll halte, für fruchtbar halte und wo es darauf ankommt – auch jenseits meiner privaten ästhetischen Kriterien, denn das sind Mittelschichtorientierte, da mach ich mir doch gar nichts vor – all die ästhetischen Überlegungen dieser Kinder mit ihrer Realität tatsächlich aufzugreifen, um ihre Realität aus ihrer Perspektive gestalten zu können. Da kann man einen pädagogischen Impetus noch mit reinbringen. Ich wäre der letzte, der etwas dagegen hätte. Aber das ist der Anknüpfungspunkt und ich glaube, da haben wir zumindest für viele Kinder, die unter schwierigsten Bedingungen aufwachsen, bisher relativ schwachbrüstige Antworten. Es sei denn, Sie können mich jetzt vom Gegenteil überzeugen. Ich lasse mich sofort überzeugen, ich bin da auch lernfähig, wir übernehmen gerne Modelle.

*Diskussion, Praxisberichte*

*Schlussrunde*

**Prof. Dr. Max Fuchs:**

Die Diskussion zeigt ja, wie komplex das Thema Teilhabe oder Ausschluss ist. Die ganze Debatte, die jetzt geführt worden ist, dieser Familienstreit darüber, welche Beziehung Kunst und Pädagogik haben, ist neu aufgebrochen in den letzten Jahren, besonders forciert durch die Ganztagschule, wo plötzlich unterschiedliche Berufsgruppen und Professionalitäten zusammen arbeiten müssen. Plötzlich entsteht ein unglaublicher Bedarf, sich voneinander abzugrenzen. Und wir wissen ja, der Abgrenzungsbedarf ist um so größer, je näher man beieinander ist, denn irgendwie sind das ja alles relativ fragile Identitäten, denen ja auch gesellschaftliche Anerkennung fehlt. Um so eher versucht man als Sachwalterin der reinen Lehre Konturen schärfer zu ziehen, als sie in der Praxis so sind. Diese ganze Debatte hat natürlich etwas mit Teilhabe oder Ausgrenzung zu tun. Aber eben nicht nur, sondern sie bezieht sich generell auf die kulturpädagogische Entwicklung. Man muss das so sehen, dass diese Debatte offenbar jetzt erneut geführt werden muss, unabhängig davon, ob es um Ganztagschule geht oder um dieses Thema. Es besteht offenbar der Bedarf, ganz konkret über Methoden noch einmal zu sprechen, über methodisch didaktische Fragen des Zugangs, ob man eher Lebenswelten orientiert arbeitet – in welchem Missverständnis auch immer –, also sozusagen die schlechte Realität nur noch einmal auf der Bühne verdoppelt, oder auch mit dem Prinzip der kognitiven Dissonanz Kunst insofern erleben lässt, dass sie das erfüllt, was sie kann, wenn sie gut ist, nämlich als Reflektionsfolie zu dienen, selbst wenn die Lebenswelt darin nicht unmittelbar eins zu eins abgebildet ist – und manchmal funktioniert das ja auch wirklich so besser. Aber das ist nicht maßgeschneidert das Thema dieser Tagung, doch ist offenbar eine große Bedarfslage da, dies ganz konkret zu diskutieren.

Eine andere Ebene, zwischen dem Mikrokosmos einer einzelnen Projektarbeit, ist das, was Herr Grottian einklagt, den bundesweiten Aufschrei, dass endlich alle zusammen rücken. Zwischen der großen Politik und dem kleinen Arbeiten an einem Kunstprojekt mit Kindern und Jugendlichen bewegt sich die Debatte, dass macht es relativ schnell unübersichtlich.

Ich wollte wenigstens etwas auf einem mittleren Abstraktionsniveau nochmals sagen. Denn es kann ja sein, dass dieses Prinzip „teile und herrsche“ – also halte die Felder Soziales, Kultur, Bildung schön auseinander – hinfällig wird. Denn genau die Ganztagschule führt dazu, dass dies nicht geht, und das führt zu dem Konflikt, den wir hier haben, denn die Ganztagschule führt unterschiedliche Felder, die bisher völlig getrennt voneinander waren – das Kunstsystem, das Bildungssystem und die Jugendarbeit – erzwungenermaßen zusammen. Wir versuchen jetzt daraus – in Hamburg ist es gelungen, in München wird es seit längerem praktiziert – auf der mittleren politischen Ebene ein Handlungskonzept zu entwickeln, dass nämlich Ressort übergreifend zusammengearbeitet wird. Und das unterläuft natürlich, ob die Absicht besteht oder nicht diese Trennungsabsicht und man muss gemeinsame Probleme diskutieren. Auf der konkreten Ebene ist das dann die Konfrontation des Streites zwischen Pädagogik und Kunst.

Und auf der politischen Förderebene ist es der Streit, wer welche Fördergelder frisst. Das sind quasi zwei Seiten derselben Medaille.

**Prof. Dr. Roland Merten:**

Ja, zu letzterer etwas zu sagen bin ich zum Glück nicht berufen, das ist ein großer Vorzug. Ich sehe, die Emotionen sind stark, das Engagement nicht minder. Ganz interessant für mich zu sehen, der sich da eher am Rande tummelt.

Lebensweltbezug kann nicht heißen, dass es die Zielperspektive ist. Es ist der Ansatzpunkt. Es ist der Ansatzpunkt für in diesen Lebenswelten vorhandene Ressourcen. Und da muss ich sagen – ich bin froh, dass Sie den Bogen gespannt haben zur Ganztagschule – da stellen sich neue Herausforderungen, weil diese Veränderungen eine große Chance bieten, nämlich die deutsche Borniertheit aufzubrechen. Die deutsche Borniertheit, die darin besteht, dass wir eine sehr saubere Differenzierung haben zwischen Sozialpolitik hier und Bildungspolitik dort. Als ob das eine mit dem anderen nichts zu tun hätte. Das ist eine Form von germanischer Beschränktheit, die wir uns wirklich schon seit Jahrzehnten leisten und die dadurch nicht klüger wird. Die Angelsachsen zeigen uns, dass man es anders machen kann, die Skandinavier zeigen uns, dass man es dringend anders machen muss, und mit welchen Erfolgen. Um an Pisa noch einmal anzuknüpfen: da kann man sehen, dass es gelingt hohes Leistungsniveau auf der einen Seite und vollständige Entkopplung von der sozialen Herkunft auf der anderen Seite zu schaffen. Arme Kinder sind keine dummen Kinder, es sind benachteiligte Kinder. Und für sie müssen an dieser Stelle Möglichkeiten eröffnet werden, dass sie die Chance haben – nennt man es nun Partizipation, nennt man es Teilhabe, nennt man es Integration, mir ist der Begriff relativ egal, wenn das Ergebnis stimmt.

Das setzt voraus, dass wir eine kritische Perspektive auf das werfen, was wir Gesellschaft nennen. Daran sind wir im Übrigen alle selbst beteiligt. Es ist ja nicht so, als ob das ein Abstraktum wäre, das Kindern Chancen vorenthält. Wir sind Teil davon, um es mal in aller Deutlichkeit zu sagen, nicht das Böse ist dort, sondern wir tun daran mit. An dieser Stelle liegen Chancen, die bisher relativ wenig genutzt werden. Wenn Vorschläge kommen, dann müssten wir in der Substanz prüfen, was sie für diejenigen bedeuten, und zwar möglichst mit denjenigen, für die sie etwas bedeuten. Dann kommt es darauf an, hier tatsächlich gemeinsam Impulse zu setzen, Veränderungen vorzunehmen und eine schlechte Lebenswelt – und viele dieser Kinder, von denen ich vorhin gesprochen habe, leben in einer schlechten Lebenswelt – so zu verändern, dass daraus für diese Kinder eine mindestens annehmbare wird.

Wer hofft, daraus das Paradies zaubern zu können: Das ist die Vorstellung, man nimmt einen Pferdeapfel, macht drum herum ein bisschen Stanniolpapier und glaubt, es sei eine Silberkugel. So einfach ist es natürlich nicht, sondern da liegen schon differenzierte Prozesse dahinter. Aber da muss man ansetzen, da liegen viele Möglichkeiten, viele Chancen, dort hat Kunst, dort hat Kultur seinen eigenen Stellenwert. Aber damit wird man die gesamte Gesellschaft nicht aus den Angeln heben, auch das ist klar, also insofern vor überbordenden Ansprüchen sich selbst zu schützen, damit man sich selbst nicht kaputt macht. Ich halte es mit dem Ästhetiker Jürgen Friedrich Butterweg, der sagt: „Biegt man das Rohr zu stark so bricht's und wer zu viel will, der will nichts.“ Kein Plädoyer für kleine Schritte, aber zumindest dafür, das was man bewältigen kann, auch wirklich zu bewältigen. Und nicht auf die große Chance und irgendwann auf bessere Zeiten zu warten. Manches kann man jetzt machen und darauf kommt es mir an. Das schließt nicht aus, große Ziele trotzdem vor Augen zu haben.  
Danke.

*Schlusswort Dr. Dorothea Kolland*

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



## Kulturelle Bildung an formalen Orten – Pflicht wider Wirkung

Katrin Brademann

(Landezentrum für Spiel und Theater Sachsen-Anhalt)

### Einleitende Fragen

Kulturelle Bildung an formalen Orten wie Schule. Welche Vor- und Nachteile sind zu erwarten?

- Was macht es uns eigentlich möglich am gesellschaftlichen Leben/an der Kultur teilzuhaben?
- Wodurch wird eine Teilhabe erschwert?
- Wann ist ein Mensch also benachteiligt?
- Wo finden wir die Menschen mit Benachteiligungen?

Pierre Bourdieu, einer der renommiertesten französischen Soziologen des 20. Jahrhunderts stellt folgende Voraussetzungen (Kapitalsorten) zusammen, die es Menschen möglich machen, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben:

#### 1. Ökonomisches Kapital

Zum ökonomischen Kapital zählen Geld, Vermögen/Vermögenserträge und Immobilien, Kapitalminderungen oder -verluste sind gekennzeichnet durch Schulden, Lasten und Pflichten.

<i>Einnahmen</i>	<i>Transferleistungen</i>	<i>Sonstiges</i>
Ausbildungsvergütung	Rente	Gratifikation
Lohn, Gehalt	Unterhalt	Lottogewinn
Honorar	Kindergeld	Geschenke
Zinsen	BAföG	Sponsor
Gewinne/Erlöse (Hobbyvermarktung)	ALG I ALG II	Erbschaft

Auch illegale Geschäfte, Schwarzarbeit, Prostitution sind eine Form der Einnahme.

#### 2. Kulturelles Kapital

a) Inkorporiertes kulturelles Kapital definiert sich als im Körper der/des einzelnen verankertes

Wissen und Können, z. B. Alphabetisierung in Sprachen, mathematisches Wissen und Können, Fähigkeiten des Selbst- und Alltagsmanagements (Wohnungspflege, Ernährung, Hygiene, Recht, Medizin, Umgang mit Behörden, Zeitmanagement), sportliches und künstlerisches Können, berufliches Wissen und Können, Kompetenzen im Umgang mit neuen Technologien, Selbst- und Weltdeutungskompetenz, Orientierungs-, Handlungs- und Strategiewissen, kulturelles Wissen und Können, Vertrautheit mit Traditionen, Wissen und Können im Bereich von Hobbys.

b) Objektiviertes kulturelles Kapital umfasst Verfügungsgewalt über Wohnraum, Verfügungsgewalt über Gegenstände des „kulturellen“ Alltags und deren Qualität (Fortbewegungsmittel, Kommunikationsmittel, Rekreationsmittel, Haushaltstechnologie, Selbstdarstellungsmittel); Sammlungen (Bücher, CDs, Fotos, Münzen, Bilder). Ohne inkorporiertes Kulturkapital kann man all dies nicht nutzen.

c) Institutionalisiertes kulturelles Kapital wird als „generalisiertes, enttäuschungsfestes Kompetenzversprechen“ umschrieben: Schulabschlüsse, Hochschulabschlüsse, Ausbildungsabschlüsse, absolvierte Prüfungen, Auszeichnungen, Zertifikate.

### 3. Soziales Kapital

Soziales Kapital ist bestimmt durch die Zugehörigkeit zu Personen und gesellschaftlichen Gruppen, von denen man *Anerkennung und Unterstützung, Schutz und Förderung* tatsächlich erfährt sowie bei Bedarf erwarten kann, gegenüber denen man aber auch Pflichten hat. Dazu gehören

- die Staatsbürgerschaft – Aufenthaltserlaubnis – Duldung – „sans papiers“/Illegale. Der Status entscheidet über Rechte, Ansprüche und Pflichten.
- ethnische, religiöse, kulturelle Zugehörigkeit/Affinität zur „dominanten Gesellschaft“,
- Mitgliedschaften: Versicherungen, Banken, Genossenschaften, Gewerkschaften, Innungen, Betriebe (Belegschaften/Kollegien), Kirchen, Gesellschaften, Vereine,
- Familie, Freunde, Cliquen, Bekannte.
- 

### 4. Genetisches Kapital

Neben dem Geschlecht und dem Alter wird dieses Kapital bestimmt durch physische, psychische und mentale/kognitive Dispositionen und Konstitutionen.

Diese Kapitale werden entweder ererbt oder erworben, sie sind konvertierbar. Umfang und Zusammensetzung der Kapitale bei jeder/jedem einzelnen bestimmen letztlich die Position

im sozialen Raum. Potenziell benachteiligt sind Menschen, denen es an mindestens einem Kapital grundsätzlich mangelt, je häufiger und ausgeprägter Kapitaldefizite oder -verluste auftreten, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit des gesellschaftlichen Ausschlusses von Personen.

### **Wer also ist eminent von Benachteiligung bedroht oder betroffen?**

- Verarmte Familien und deren Kinder
- Jugendliche ohne Schulabschluss
- Junge Erwachsene ohne Ausbildung/bzw. mit ungenügender Ausbildung
- Arbeitslose/Unterbeschäftigte
- Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen
- Menschen mit seelischen Erkrankungen
- Obdachlose
- Migrant/innen

### **Wo finden wir diese Benachteiligten?**

- An formalen Bildungsorten
- In Kinderheimen
- In Jugendvollzugsanstalten
- In formalen Einrichtungen im ländlichen Raum
- In Einrichtungen der Behindertenhilfe
- In ambulanten und stationären Einrichtungen der Jugendhilfe
- In Unterkünften für alleinreisende minderjährige Flüchtlinge

Richten sich die Angebote kultureller Kinder- und Jugendbildung also an diese Orte, arbeiten die Einrichtungen automatisch auch mit Benachteiligten zusammen. Es existieren bereits viele Formen der Zusammenarbeit, wenn auch in sehr unterschiedlicher Identität, oftmals zudem zufällig und noch lange nicht gibt es flächendeckende Ansätze zur Kooperation von Kultureinrichtungen und formalen Bildungsorten.

Dabei bieten formale Orte oft die einzige Möglichkeit Kinder und Jugendliche aus allen Gesellschaftsschichten zu erreichen! Hier profitieren Kulturinstitutionen von den Strukturen, die jedoch in sich selbst stark reglementierend sind und andere Anforderungen an die Arbeit der Kulturschaffenden stellen. Die für das Gros der Einrichtungen aus dem Spektrum der außerschulischen kulturellen Bildung grundlegende Frage der Freiwilligkeit der Teilnahme stellt sich an den formalen Orten immer wieder. Die verpflichtende Präsenz der Teilnehmer/innen und die Einbindung von kulturellen Projekten etwa in das erzieherische

Bestrafungs- und Belobigungssystem von Heim- beziehungsweise Anstaltsleitungen, können die inhaltlichen Anliegen von Kultureller Bildung bereits ad absurdum führen. Soll der Anspruch kultureller Bildung Partizipation und Integration sein, dann ist eine Öffnung formaler Orte notwendig, bedarf jedoch bestimmter Rahmenbedingungen.

### **Welche Voraussetzungen braucht es um kulturelle Bildung an formalen Orten stattfinden zu lassen?**

#### **Rechtliche Bedingungen**

Kooperationsvereinbarung

Aufsichtspflicht

Klärung von Haftungs- und Versicherungsfragen

...

#### **Finanzielle Bedingungen**

Einhergehen gesicherter Finanzierung und Planungssicherheit

Klärung der Verteilung der Ressourcen

...

#### **Gemeinsames Grundkonzept**

Verbindliche Zielformulierung

Künstlerische & inhaltliche Autonomie

Prozesshoheit

Teilnahmevoraussetzungen und Modalitäten

...

#### **Materielle/räumliche/zeitliche Ressourcen**

...

#### **Kommunikation**

Austausch mit beteiligtem Personal

Aufgabenverteilung

Einbindung in den pädagogischen Prozess

Konfliktmoderation

(Siehe auch „Qualitätskriterien für gelingende Kooperationen“ BKJ, Ina Bielenberg,

[www.bkj.de](http://www.bkj.de))

#### **Verknüpfung**

Es bestehen Verknüpfungsprobleme zwischen den Lebenswelten von Jugendlichen und den Kultureinrichtungen. Es ist notwendig die Lebenslagen der Jugendlichen zu erkennen.

Den verschiedenen Institutionen ist es bisher nicht ausreichend gelungen, alle Jugendlichen

gleichermaßen zu erreichen und somit allen gleichermaßen Voraussetzungen der kulturellen Grundversorgung zu schaffen.

Es ist notwendig, die bestehenden Strukturen zu nutzen (Musikschulen, Kunstschulen, Kulturhäuser, Theater, Freiwilligenprojekte usw.) und diese flächendeckend in Beziehung zu formalen Bildungsorten zu setzen, unter Berücksichtigung bzw. mit einem besonderen Augenmerk auf die Lebenswirklichkeit von Benachteiligten. Hierbei gilt es, das engmaschige Netz sozialräumlichen Denkens zu erweitern.

### **Strukturen**

Die Vorteile, die Kultureinrichtungen an formalen Bildungsorten finden, sind die vorhandene Struktur und die Zielgruppen selber. Wobei diese Strukturen, wie beschrieben, besondere Rahmenbedingungen erfordern (Freiwilligkeit, Zeitraster,...). Es gilt, diese Strukturen unter Beachtung der Gelingensbedingungen, quasi den erweiterten Rahmenbedingungen für gute Zusammenarbeit, insbesondere auch eines funktionierenden Netzwerkes, zu nutzen.

### **Praxisbeispiel**

*– Im Rahmen des KLaTSch! Kooperationsprogramms zwischen Freien Theatern und Schulen in Sachsen-Anhalt findet eine sehr gute Zusammenarbeit zwischen einer Schule mit Integrationsklassen und einer Theaterkünstlerin statt. Die Strukturen, die die Schule den Kindern bietet, bilden den Boden für die Bildung/kulturelle Bildung, da den Kindern zu Hause jegliche Struktur fehlt. Der formale Bildungsort bildet hier die Grundvoraussetzung für Lernen und kulturelles Lernen.*

### **Integration**

„Sich kennen lernen!“ - Es geht nicht nur darum den Benachteiligten Zugang zu kulturellen Bildungsangeboten zu verschaffen, sondern vielmehr allen Zugang zueinander zu verschaffen!

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



---

**Praxisdokument:**

**THEATER: PLAYSTATION**

**David Chotjewitz / Christian Concilio**

THEATER: PLAYSTATION führt seit dem Jahr 2000 künstlerische Projekte von und mit Jugendlichen durch. Ziel war es mit Jugendlichen ohne Einkommen oder Vorbildung Theater zu machen, sie in Berührung mit Bühne, Improvisation, Sprachgestaltung, Körpertraining zu bringen. Wir haben mit Jugendlichen ohne Vorbildung gearbeitet, aber auch mit Rapper/innen, Tänzer/innen, Musiker/innen und Sänger/innen. Sie alle haben z. T. jahrelang intensiv zusammengearbeitet und dabei anspruchsvolle Musik-Theater-Projekte entwickelt, die mit großem Erfolg bei Presse und Publikum aufgeführt wurden. Angeleitet wurde die Arbeit von professionellen Schauspieler/innen, Regisseur/innen, Sänger/innen, Tänzerinnen.

Unsere erste größere Arbeit, „DIE TRAUMWANDLER“, wurde 2001 im kirchlichen Bugenhagen-Theater in Hamburg-Barmbek aufgeführt. 2002 folgte „BLUT on the DANCEFLOOR“ in einer Techno-Disco auf der Reeperbahn und in der Kampnagel Music Hall. „STIRB, POPSTAR, STIRB“ hatte 2003 auf Kampnagel Hamburg Premiere. 2005 wurde „Boys don't Cry“ mit professionellen Darsteller/innen in Hochhäusern und Reihenhaus-Siedlungen der Hamburger Peripherie inszeniert. Im selben Jahr wurde mit „Playstation Altona“ erstmals ein Projekt zur gezielten Vorbereitung auf eine Schauspiel-Ausbildung für Jugendliche angeboten. Als Ergebnis dieses Projekts wurde eine Workshop-Präsentation unter dem Titel „Ich Klassiker“ aufgeführt. Dabei ging es um den Zusammenhang zwischen persönlicher, kultureller und nationaler Identität und um die Rolle, die das Erbe der klassischen deutschen Literatur dabei spielt.

THEATER: PLAYSTATION beschäftigt sich damit, persönliches, autobiographisches Material für Theaterstücke zu entwickeln. Themen und Texte entwickeln wir mit den Darsteller/innen. Im Mittelpunkt stehen dabei die Kraft, Authentizität und Spielfreude der Darsteller/innen und zugleich die Suche nach künstlerisch anspruchsvollen, auch experimentellen Umsetzungen: Musik-Theater-Projekte mit offenem, eher performance-artigem Ansatz: Gefühle, Geschichten, Bilder und Stimmungen, Hip-Hop, Tanz, Theater, Rockmusik und literarische Texte. Texte, Szenen, Songs und Choreografien entstehen in Gesprächen, Improvisationen und Proben, in einem langen, kollektiven Arbeitsprozess. Immer kreisen unsere Projekte um das alltägliche Leben von heutigen Jugendlichen, ihre Träume und Visionen, um den Alltag einer Gesellschaft, in der sehr verschiedene Kulturen, Religionen, soziale Schichten neben- und manchmal gegeneinander existieren.

In diesem Alltag suchen wir das Ungewöhnliche und die theatralisch wirkungsvolle Umsetzung.

Ein wichtiger Aspekt unserer Arbeit ist das, was oft als public-site work bezeichnet wird. Wir sehen dabei aber nicht einen einzelnen Ort, sondern vielmehr den städtischen Raum als *site*, im gewissen Sinne also als Bühne, auf der sich die Episoden bewegen. Die Spielorte sind alle letztlich wie kleine Theater eingerichtet, das Publikum sitzt und soll das Geschehen, meist aus unmittelbarer Nähe, mitverfolgen können.

Bei der Arbeit mit Jugendlichen ist ein wichtiger Ansatz die Mischung. Wir bieten keine Projekte für „benachteiligte Jugendliche“ an! Zwar stammen die Darsteller/innen häufig aus sozialen Brennpunkten (von Nettelburg bis Wilhelmsburg und Osdorfer Born), aus teilweise schwierigsten sozialen, psychischen und familiären Situationen, es sind Flüchtlinge dabei und Kinder aus Einwanderer-Familien. Es ist aber nicht unser Konzept, dies ausdrücklich so auszuschreiben. Alle sind willkommen: Immigranten-Kids UND Deutsche, Jugendliche aus schwierigen sozialen Verhältnissen UND solche aus bürgerlichen Familien, Schulabbrecher ohne Ausbildung arbeiten MIT anderen, die schon erste Schritte im beruflichen Alltag gemacht haben. Dadurch wird es möglich, dass die Teilnehmer/innen voneinander lernen und vor allem lernen, miteinander umzugehen. Eine so heterogene Gruppe aufzubauen ist praktisches Toleranztraining für alle, die gegenseitigen Vorurteile sind groß. Dieser Ansatz verhindert Ghettoisierung und Abkapselung von Gruppen. Er ist zugleich präventiv, denn in unserer hochmobilen Gesellschaft ist der Erfolgreiche von heute vielleicht der Verlierer von morgen. Dabei wird finanzielle Förderung vor allem genutzt, um Jugendlichen aus sozialen Randlagen die Teilnahme zu ermöglichen.

Alle Projekte werden in Kooperation mit anerkannten Institutionen durchgeführt: Gegründet als ein Projekt der Jungen Volkshochschule und des Kirchenkreises Alt-Hamburg, kam ab 2002 Kampnagel Hamburg dazu, später andere Institutionen wie Schauspielschulen (Bühnenstudio für Darstellende Künste, Cockpit e.V), Stadtteilzentren (Die Motte, Haus 3, Kulturhof Duelsberg) und Schulen.

Durch in Zusammenarbeit mit professionellen Künstlern lernen die Jugendlichen die Ansprüche, die an eine professionelle Arbeit gestellt werden, selbstverständlich kennen. Gelernte Schauspieler/innen, Sänger/innen etc. sind Vorbilder, sind Leute, die es - mit viel harter Arbeit - geschafft haben, und zugleich sind sie Lehrer. Außerdem sind sie die besten Berater für den zukünftigen Berufsweg und sie können auch glaubwürdig warnen vor einseitiger Ausrichtung auf Traumberufe. Schriftsteller, Regisseure, Schauspieler etc. sind meist nicht wohlhabender als „normale“ Berufstätige, oft stehen sie schlechter da. Auch das sollen die Jugendlichen sehen. Sie sollen sehen, was es bedeutet, die eigenen beruflichen Träume zu realisieren: Meist eben nicht Reichtum, dafür aber Zufriedenheit, Produktivität, Eigeninitiative. Genau dies sind aber die Tugenden, die heutzutage nötig sind.

## **REALE SPIELORTE**

Bei vielen unserer Arbeiten stand die Aufführung an einem authentischen Spielort im

Vordergrund. So wurde „BLUT on the DANCEFLOOR“ in einer Techno-Disko an der Reeperbahn aufgeführt, „Boys don't Cry“ in Wohnungen, Reihen- und Einfamilienhäusern. Es ging dabei nicht um einen besonderen illustrativen Effekt, sondern um eine besondere Kommunikation mit dem Publikum. „Boys don't cry“ spielten wir in der direkten Nachbarschaft der überwiegend jugendlichen Zuschauer, in der Welt, in der sie leben. In einem Wohnzimmer im Osdorfer Born oder am Alsenplatz: In sozialen Brennpunkten, in denen die im Stück geschilderte Aggression und Gewaltbereitschaft zum Alltag gehören. Die Inszenierung selbst erzeugt eine extreme Nähe zwischen Publikum und Darsteller/innen, die Distanz ist minimal, letztlich aufgehoben. Diese extreme Auseinandersetzung mit einem Publikum, das den dargestellten Hass ja selbst meist ganz offen lebt, haben wir als Prozess aufgefasst.

Wichtig war dabei die Kooperation mit Schulen, die Zusammenarbeit mit Schülern. Das Stück entstand mit ihnen zusammen, zeigte einen Teil ihrer Welt, ihres Lebens. Zur Textentwicklung und in den Proben führten wir Workshops, Gespräche und Recherchen mit den Schülern durch. Zu diesem Zweck kooperierten wir mit mehreren Schulen im Rahmen des Projekts „Theater und Schule“ (TUSCH) der Bildungsbehörde.

### **BIOGRAFISCHE RECHERCHEN**

Wir glauben, dass eine manchmal übersehene Wurzel des Theaters der persönliche Bericht, letztlich die Mitteilung eigener Erlebnisse ist. Außerdem haben wir die Erfahrung gemacht, dass Texte, die in Zusammenarbeit mit den Darsteller/innen entstanden, oft eine große Frische und szenische Kraft haben. Dabei ist es nicht nötig, persönliche Geheimnisse zu verraten, in Selbsterfahrungs-Kitsch abzugleiten oder Darsteller/innen schutzlos zu lassen. Wir entwickeln Theaterstücke zusammen mit den Darsteller/innen über bestimmte Schritte. Der erste lautet, den Ort, an dem die Performance stattfinden wird, zu erfahren, und zwar als eine Realität, nicht nur als theatralische Fiktion. Dabei nehmen die Darsteller/innen verschiedene Positionen zum Raum und zueinander ein.

Als zweiten Schritt schreiben alle Beteiligten eine Situation ihres Lebens, in der sich für sie etwas verändert hat. Die Natur dieser Veränderung bleibt ganz freigestellt, vielmehr geht es darum, eine Grundsituation, eine grundsätzliche Frage für jede/n der Darsteller/innen zu finden. Aus diesem - und anderem persönlichen Material entwickeln wir fiktionale Charaktere und Situationen. Außerdem beginnt die Suche nach weiteren Stoffen und Texten, die sich mit dem Thema verbinden. Wir führen assoziative und autobiografische Schreibübungen durch. Viele dieser Übungen suchen nach sehr konkretem Textmaterial, das eher das sinnlich erfassbare schildert und nicht die Reflektion.

Dies ist ein längerer Prozess, entscheidend ist, dass im Verlauf fiktionale Charaktere, Szenen, Monologe, musikalische und choreografische Elemente entstehen, die in eine klare sprachliche Form gebracht werden. Wichtig ist auch, einen klaren Handlungsrahmen und wenigstens Grundzüge einer übergreifenden Geschichte zu finden, die das Stück zusammen halten und den Zuschauern und Darsteller/innen eine Orientierung geben. Es geht immer auch um die Hoffnungen, Träume und Visionen der Figuren.

Die Themen sind natürlich mit der kulturellen Herkunft der Darsteller/innen eng verknüpft. Besonders wichtig ist auch die Suche nach einem symbolisch-poetischen Ausdruck der entstandenen Inhalte, der ebenfalls mit der kulturellen Verwurzelung der Beteiligten korrespondiert.

Die entstandenen Texte sollen durchaus literarische Qualitäten besitzen. Der mit den Jugendlichen entwickelte Text für „BLUT on the DANCEFLOOR“ wurde mit einem Stipendium des Deutschen Jugendtheaterzentrums ausgezeichnet, das Stück wurde außerdem Vorlage eines Rundfunkfeatures für den SDR-Dschungel. „Stirb, Popstar, Stirb“ wurde Vorlage für den Roman „Crazy Diamond“, der 2005 bei Carlsen erschien.

### **MUSIKALISCHE ROOTS, KÖRPERLICHKEIT**

Ein entscheidendes Mittel für Theater: Playstation ist die Musik. Das hat etwas damit zu tun, dass unser Ansatz nicht pädagogisch ist. Es geht nicht darum, den Jugendlichen etwas zu vermitteln, das sie noch nicht haben. Vielmehr schöpfen wir aus der überbordenden, lebendigen Fülle jugendlicher Sub- und Neben-Kulturen. Wir hatten immer den Eindruck, dass ein druckvolles Heavy-Metal-Konzert viel mehr authentische Theatralik besitzt als manche Stadttheater-Aufführung, dass in Hip-Hop-Reimen oft mehr Poesie steckt als in mancher Literaturbeilage, dass Rock 'n Roll, R & B, Soul, aber auch Techno und House Lebensgefühl, Identität enthalten. Musik ist die gemeinsame Sprache der Jugend, über kulturelle, soziale oder persönliche Grenzen hinweg. Musik ist ein prägendes Ausdrucksmittel Jugendlicher. Hip-Hop, Rockmusik, aber auch persönlicher oder kultureller Background (z.B. traditionelle oder familiäre Musiktraditionen) geben die Möglichkeit, Geschichten aus dem eigenen Alltag, dem eigenen Umfeld umzusetzen. Die musikalischen „Roots“ sind tief verankert und drücken sich in Sprache und Körpersprache aus, sie sind ein oft verleugnetes positives Potential von Jugendlichen.

Bei unseren Improvisationen und Gesprächen wurde deutlich, dass es beim Thema Musik viel mehr um Aggression ging, als zunächst erwartet. Vielleicht liegt das an der politischen Situation, vielleicht aber ist Musik und Tanz auch ein wichtiger Kanal für Aggressivität. Natürlich geht es auch um Sexualität, Politik und Liebe, Themen, die Jugendliche bzw. junge Erwachsene interessieren.

Kulturelle Verwurzelung, aber auch kulturelle Entwurzelung, drückt sich stark körperlich aus. Sprache und Körpersprache sind tief verankert und bestimmen, wie man sich bewegt und wahrnimmt. Außerdem haben persönliche Erfahrungen, wie zum Beispiel Erlebnisse in Bürgerkriegs-Konflikten oder das Aufwachsen als Migrant, das Körper- und Bewegungsverhalten mit geprägt. Es gibt kaum etwas, das Menschen aus unterschiedlichen Kulturen mehr trennt als diese körperliche Selbstwahrnehmung, und es ist eine Trennung, die besonders schwer aufzuheben ist, da sie nicht auf der rationalen Ebene, sondern in einer tieferen Schicht existiert. Dieses Trennende ist aber auch ein oft verleugnetes positives Potential von Menschen aus verschiedenen Kulturen.

Im Körper drückt sich das aus, was die UNESCO als „cultural diversity“ als schützenswert formulierte. Der Körper selbst und die kulturelle Identität sind Teil der menschlichen Würde. Menschliche Würde definiert sich aber unserer Meinung nach immer über etwas, das über das bloße Funktionieren hinausgeht. Das heißt, so lange wir unsere Körper und auch den einzelnen Menschen nur vom Gesichtspunkt seiner Funktionalität aus betrachten, übersehen wir das, was ihm eigentlich zusteht. Weitere Infos über unsere Arbeit auf [www.theaterplaystation.de](http://www.theaterplaystation.de) .

### **ARBEITSWEISE und EINDRÜCKE aus einer Produktion**

Es sollten zwar „Rollen“, ein Stück oder eine Collage erarbeitet werden, aber die sollten im Arbeitsprozess mit Zusammenarbeit der Jugendlichen entstehen. Unklar war für uns, was am Ende rauskommen wird, da wir auch als Vorgabe kein Theaterstück oder eine literarische Vorlage wählten. Der Schriftsteller Chotjewitz wollte mit Hilfe des Schauspielers Concilio den Teilnehmer/innen „Rollen auf den Leib“ schreiben. Ziel war es mit den Biographien der Teilnehmer/innen zu arbeiten. Nicht ihnen zeigen was sie nicht können, sondern mit dem arbeiten was sie haben.

Für uns heißt das, das wir als Künstler von ihren Geschichten profitieren, sie verwerten und Ihnen (den Jugendlichen) und Ihren Geschichten eine Form, einen Ausdruck zu geben. Das Thema, die Szenen und Rollen des Stückes sollten also maßgeblich von den Jugendlichen bestimmt werden.

Ziel war es am Ende also eine Aufführung zu machen. Ziel war es nicht, ein reines Sozialprojekt durchzuführen, sondern ein künstlerisches Ergebnis zu erzielen, das vor Publikum aufgeführt wird.

#### *Wie wurden die Teilnehmer/innen gefunden?*

Es wurde Flugblätter verteilt in der Einkaufspassage Hamburger Straße, weil die große Angst bestand, dass keine Leute kommen. Zusätzliche Hilfeleistung durch einen Artikel im Hamburger Abendblatt/Hamburger Morgenpost. Persönliche Telefonate an Freunde, Bekannte, Institutionen etc.

#### *Wer ist gekommen?*

Beim der ersten Treffen sind ca. 40 Teilnehmer/innen unterschiedlicher Herkunft erschienen. Es waren Jugendliche von 12-28 Jahre, aus verschiedenen Stadtteilen. Mehr Mädchen als Jungen. Die Vorstellungsrunde der Teilnehmer/innen dauerte über eine Stunde, die Erwartungen der Teilnehmer/innen waren sehr unterschiedlich.

#### *Was war die Motivation der Jugendlichen / Migrant/innen?*

Impulse, insbesondere bei den Migrant/innen, gaben oft die Eltern (Sprache), Motivation der Eltern: „Ruhe von den Kindern“ zu haben. „Etwas Sinnvolles“ tun, soziale Kontakte, die fast kostenlose Teilnahme.

Für Deutsche Jugendliche war dieses Angebot eine Möglichkeit zur Vorbereitung für die

Schauspielschule, als zusätzliches Angebot zum Schultheater oder zu anderen Aktivitäten oder um „mal zu gucken“. Viele waren auch neugierig, mit so genannten „Profis“ zu arbeiten.

Das Besondere an unserem Angebot war mit Dozenten, mit Profis zu arbeiten, die tatsächlich im Beruf stehen und zu sehen sind, sei es in Inszenierungen oder im Fernsehen. Dies verhalf zu einer besonderen Glaubwürdigkeit und zu einem bestimmten Respekt.

*Wie waren die Teilnahmebedingungen?*

Jeder konnte mitmachen. Bedingung war regelmäßiges Erscheinen, Verbindlichkeit und Erfüllung von Hausaufgaben sowie „sich einzubringen“. Das heißt alle müssen mitmachen und nicht nur zugucken.

*Was wurde angeboten?*

In der ersten Phase kurzes Körpertraining, leichte Sprechübungen und Sensibilitätsübungen. Gruppenübungen. Warm-up-Übungen aus dem Bereich Aikido, Tai Chi- und Entspannungsübungen. Als zweite Phase Persönlichkeitsübungen, kleinere Improvisationen in der Gruppe und auch alleine.

Zu persönlichen Schreibübungen führte David Chotjewitz weiterführende Interviews. Die Fragen wurden den Jugendlichen auch in Kleingruppen gestellt. Die Hauptaufgabe, die wir uns immer stellen mussten, war die Frage, wie wir die Jugendlichen spielerisch zum Reden bringen. Unser Ziel war also eine persönliche und konzentrierte Arbeitsatmosphäre herzustellen, wo die Jugendlichen einen Raum haben „sich zu zeigen“.

*Was gab es für Probleme in der Gruppe, in der Kommunikation zwischen Leitern und Teilnehmer/innen sowie unter den Teilnehmer/innen?*

Es gab viele Disziplinprobleme, z. B. Pünktlichkeit, Text lernen und Erfüllung von Hausaufgaben. Einige Übungen kosteten den Teilnehmer/innen viel Überwindung, Übungen aus dem Grundlagenkurs Schauspiel überforderten die Teilnehmer/innen. Wiederholungen von Übungen/Szenen/Texten langweilten die Teilnehmer/innen. Konzentrationsprobleme führten dazu, dass die Teilnehmer/innen viele Pausen benötigten. Das Zuschauen bei anderen in Einzeltraining/Coachings-Phasen war ein großes Problem für viele.

In der Anfangsphase gab es hohe Fluktuationen unter den Jugendlichen. Mädchen waren in der Mehrzahl, pünktlicher, schneller, reifer und früher bereit Persönliches zu erzählen. Viel Zeit und Nerven flossen in die Organisation von Probedisposition.

Unter den Teilnehmer/innen gab es oft Auseinandersetzungen um die Professionalisierung der Arbeit, das heißt, die aus höheren Schichten stammenden Jugendlichen, die auch zur Schauspielschule wollten, wollten eine stärkere Disziplinierung der Arbeit. Während die aus einfacheren Gegenden stammenden Jugendlichen oder die Migrant/innen damit Probleme hatten, überhaupt regelmäßig zu erscheinen.

Auffällig war allerdings, dass die Jugendlichen, die aus den einfachen Schichten kamen,

zwar die stärkeren Probleme in der Gruppe hatten, dafür aber das stärkere Mitteilungsbedürfnis, die spannenderen Geschichten, die stärkere Energie und die höhere Authentizität in den Improvisationen und auf der Bühne vorweisen konnten. Je näher es zu einer Aufführung kam, desto verbindlicher war die Teilnahme der Jugendlichen.

#### *Wie war die wöchentliche Probenzeit?*

Es wurde sich einmal die Woche für 3 Stunden getroffen. In der Endprobenphase trafen wir uns täglich bis zu acht Stunden zum Proben.

#### *Wie wurde biographisches Material in den Proben und Inszenierungsprozess miteinbezogen?*

Jede Gruppe ist anders! Jede Gruppe braucht einen neuen Zugang. Jede Übung birgt ein Risiko. Es zeigte sich, dass der direkte Weg oft nicht funktionierte, wir mussten Umwege gehen. Aber auch Zufälle verhalfen uns zu den besten Geschichten.

Es stellte sich früh heraus, dass wir viel mehr Übungen vorbereiten mussten, als dann oft tatsächlich angewandt wurden, denn wir waren abhängig davon, ob bestimmte Übungen funktionieren und von der Gruppe angenommen wurden. Um die Arbeitsatmosphäre zu erhalten, mussten wir oft schnell handeln und neue Übungen anbieten.

Es wurden von uns viele Aufgaben gegeben:

- Bringe etwas Persönliches mit – Gedichte, Songs – und präsentiere es in der Gruppe,
  - sammle Materialien (persönliche Gegenstände, Requisiten, Tagebücher, Geschichten).
- Diese wurden später von uns dramaturgisch für Rollen und/oder Szenen zusammengesetzt. Weitere Vorschläge/Anregungen/Assoziationen der Jugendlichen kamen zu Kostüm, Musik, Requisiten.

Aus diesem Material machten wir Überschriften und/oder Themen. Zu diesen Themen ließen wir die Jugendlichen in der Gruppe improvisieren. Das Beste aus den Improvisationen wurde verschriftlicht und später wurde dies zu der ersten Collage/Werkstattaufführung: „Abenteuer Alltag“.

#### *Was erlebten die Teilnehmer/innen als Gesamtprozess?*

Die Teilnehmer/innen erlebten mehr als einen normalen Theaterprozess: Über Körpertraining, experimentelle Formen des Theaters, der Geschichten(er)findung mit Schreibübungen, Interviews, Improvisationen kamen wir zur Leseprobe, zu regelmäßigen Proben, dann Endproben, dann schließlich zur Premiere. Also ein langer, arbeitsintensiver Entwicklungsprozess.

#### *Was passierte nach der Premiere?*

Viele Eltern und Freunde der Jugendlichen haben zugeschaut. Es gab oft sehr großen Jubel und Anerkennung. Zum Teil große Euphorie, die nicht vergleichbar ist mit anderen Theaterabenden. Es hat sich etwas gelöst. Erleichterung über das Geschaffte, Stolz, Kraft, Selbstbewusstsein, aber auch Nachdenklichkeit. Noch in der Premierennacht gab es oft die

Frage der Jugendlichen: „Wann geht es weiter - was machen wir als nächstes?“

### **VITA und EINZELBETRACHTUNGEN**

*Yvonna*, 15 Jahre, Kroatin, ohne Vater, Geschichte aus einer Schreibübung entstanden, Text Deutsch und Kroatisch plus Lieblingslied.

*Gökmen*, 23 Jahre, Türke, möchte gerne Pornos drehen, Drogen und Alkoholgeschichten und Zustände werden in seine Darstellung der Figur mit einbezogen. In einer späteren Inszenierung wird eine tatsächliche Begebenheit, die er selbst erlebt hat in die Geschichte eingebaut. Hierbei ging es um den Tod eines Freundes. Er selbst spielt das Erlebte, in einer Rolle, in Form dieses Theaterstücks noch einmal nach. Vor den Eltern des Jungen, der damals getötet wurde.

*Attila*, 27 Jahre, Türke, ausgebildeter Schauspieler, schwere Sprachprobleme, wird als poetische Figur mit Körperbemalung durch das ganze Stück führen. Eine Anleitung scheitert leider.

*Danilo*, 18 Jahre, aus Kolumbien, ist der einsame Cowboy den alle Frauen lieben, mit mexikanischem Hut und Kostüm, eine Projektion der Darstellerinnen. Kann kein Wort Deutsch, die Kommunikation verläuft auf Spanisch.

*Djamila*, 22 Jahre, aus Indonesien, kann tanzen, ist manchmal auch Modell, spricht perfekt Deutsch und ist eigentlich assimiliert.

*Tim*, 20 Jahre, Philosophie-Student, versierter Jongleur, schwere Sprechstörungen, Berufswunsch Schauspieler.

*Timo*, Schuhgröße 48, aus dem Heim.

Dokumentation der Fachtagung:

„Teile-Habe-Nichtse: Integrationspotentiale kultureller Bildung“

Bundesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung e. V. - BKJ

in Kooperation mit der Landesvereinigung kulturelle Kinder- und Jugendbildung Sachsen-Anhalt

Magdeburg, 15./16.02.2007



## **Die Tür aufhalten – wofür Kooperationen der Kulturellen Bildung nutzen, um Teilhabe besser zu realisieren**

**Dr. Dorothea Kolland  
(Kulturamt Berlin-Neukölln)**

### **Grundsätzliche Notwendigkeit von Kooperation**

1. Die Proklamation der „Kultur für alle“ hat wenig genutzt, um soziale Barrieren der Teilhabe an Kultur zu beseitigen. Sie hat andere Formen und Medien salonfähig werden lassen, neue Institutionen zugelassen, aber ihre schichtenspezifische Eingebundenheit hat sie nicht abstreifen können, oder wollen? Aus dieser Situation kann Kultur aus eigenen Kräften nicht entkommen.
2. Die kulturalistische Theorie der „Lebenswelt-Kulturen“, in denen jede soziale Gruppe und Schicht – die Diversifikation kann bis ins Unendliche gehen – ihre eigene Kultur zugesprochen bekommt, führt zu einer Festschreibung der Differenz und damit sehr leicht zu Rechtfertigung von sozial bedingten Unterschieden, die dann jeweils nur noch Teilhabe an der Kultur der jeweils differenzierten Gruppe meint. Davon unterscheidet sich grundsätzlich das Konzept der „Cultural Diversity“, das ein Recht auf Vielfalt und Unterschiedlichkeit einfordert. Kulturarbeit, die auf dem Konzept von Cultural Diversity basiert, hat Kooperation als Voraussetzung und Arbeitsprinzip.
3. Ich gehe von einem Kulturverständnis aus, das Kultur als einen potentiell allen zugänglichen menschlichen Lebensbereich und eine Lebensweise versteht, auf die jeder Mensch ein Recht hat. Um die kulturellen Potenzen nutzen zu können, ist Aneignung durch Bildung erforderlich – kulturelle Bildung, ästhetische Erziehung. Kulturelle Bildung wird in Deutschland zunehmend aus dem selbstverständlichen Bildungskanon verdrängt in ein Mittelschichtsghetto der Aborigines – und ist auch dort nur noch in einer Randposition. Nur ein Bündnis von Kultur, Bildung und Politik kann hier helfen.

## Sinn von Kooperation

4. Wir sind auf Kooperationen angewiesen: In Einrichtungen der Kultur, auch der Kulturellen Bildung kommen in der Regel nicht die Teilehabe nichtse, wir brauchen Vertrauensleute, die sie mitbringen, die von uns erzählen, die Barrieren abbauen. Aus einem gelungenen Erstkontakt können sich Beziehungen entwickeln, die auch ohne Vertrauensleute funktionieren.
5. Kooperation ist eine hervorragende Möglichkeit, um die Tür überhaupt erst einmal aufzumachen. Sie bleibt auf, wenn Kooperation gelingt. Im Regelfall gewinnt jegliche Arbeit durch Gewinnung von Kompetenz-Partnern an Qualität.
6. Das grundlegende Element von Kooperation ist für mich, dass man **etwas miteinander tut**: Das gemeinsame Handeln, das gemeinsame in die Öffentlichkeit Wagen, das gemeinsame Risiko, das gemeinsame Überwinden von Barrieren, das gemeinsame Genießen von Erfolg. Dies schafft Vertrauen und gibt das Gefühl von Verlässlichkeit, auch von Kenntnissen der Möglichkeiten und Defizite der Kooperationspartner.

## Voraussetzung für optimale Kooperation

7. „In Augenhöhe miteinander umgehen“: Das kann nur bedeuten, dass jeder Partner in seiner spezifischen Kompetenz ernst genommen wird und die kann jeweils sehr unterschiedlich sein. Es ist ganz wichtig, dafür die Stärken und Schwächen zu kennen.
8. Partner in einem Kooperationsprozess zu sein ist eine Herausforderung, die Respekt vor anderen verlangt, die bei Gelingen Stolz und Selbstbewusstsein verleiht.
9. Teilhabe in einem Kooperationsprojekt bedeutet, dass man verlässlich sein muss, hinsichtlich der Übernahme von Aufgaben wie hinsichtlich finanzieller Beteiligung.
10. Teilhabe in einem Kooperationsprojekt erfordert Ehrlichkeit den Partnern gegenüber, Methoden und Ziele des Projekts betreffend. Diese Notwendigkeit potenziert sich im interkulturellen Kooperationsprozess, weil jedes Schüren von Befürchtung missbraucht zu werden, das Ende von Kooperationsbereitschaft bedeutet.

## **Kooperationsgewinne und -verluste**

11. Jeder Kooperationspartner bringt Menschen in ein Projekt ein, die teilhaben wollen, sollen und können. Sie finden in dem Kooperationssystem ihre Vertrauten und finden möglicherweise auch Vertrauen zu anderen.
12. Die Kompetenzzuwächse entstehen zum einen in der Beobachtung der Arbeit des anderen, dessen Methoden, dessen Kommunikationsformen. Zum anderen aber ist Kooperation das beste „Learning on the job“, weil ungeheuer viel Fachwissen in das gemeinsame Projekt fließt, wenn man den Prozess so organisiert, dass die verschiedenen Partner auch regelmäßig zu Worte kommen.
13. Die Arbeit wird sensibler und mehrdimensionaler.
14. „Learning on the Job“ wird dann desolat, wenn einzelne Partner sich mit einzelnen (erworbenen) Projektbausteinen selbstständig machen und mit Projektteilen brillieren, ohne den Entstehungskontext anzugeben.

## **Sozialräumliche Orientierung als Kooperationsraum**

15. Die Sozialraum-Orientierung der Jugendarbeit ist richtig, weil sie sehr unmittelbar an die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen und ihren üblichen Erfahrungsraum herankommt. Sie verhindert das Operieren von fünf Chirurgen am selben Herzen und schafft hier Kooperationsmöglichkeiten. Allerdings sind die Sozialraum-Zusammenschlüsse auch eine Quelle, wieder Türen zuzuschlagen, denn sie sind sich gerne selbst genug. In ihnen arbeiten die für Jugend beruflich Zuständigen, von Amt bis Freie Träger. Aber es sind dort – zumindest nach meiner Erfahrung – keine anderen Partner gewünscht. Es ist eine Fortsetzung des fürchterlichen Schubladendenkens, bei dem Jugendliche dem Jugendamt und ältere Menschen dem Sozialamt gehören. Wer, wie zum Beispiel das Kulturamt, das sich als generationsübergreifend versteht, da etwas von diesen Gruppen will, ist zunächst der Feind, mindestens der Eindringling.
16. Sozialräumliches kooperatives Handeln lässt wenig Raum für die verbandliche Arbeit, wie sie ja die BKJ und die LKJ repräsentieren und die nicht auf die sozialräumliche Ebene herunter gebrochen ist. Diesen Widerspruch bzw. diese Unvereinbarkeit von Strukturen nehme ich auf lokaler Ebene intensiv wahr.

17. Sozialräumlich orientiertes Handeln kann sehr provinziell werden, wenn es in der Konzeption keine Außenbezüge zulässt.

### **Annäherung an Teilehabenichtse**

18. Sozialräumlich orientiertes Handeln ermöglicht Lokalbezüge und lokales Wissen, das anderswo nicht erwerbbar ist und ein hervorragendes Entree in die Szenen der Teilehabenichts sein kann.
19. Sozialräumlich orientiertes kooperatives Handeln ermöglicht Zugänge zu Teilhabenichtsen, wenn es gelingt, eine Peer Group oder zumindest einzelne Peer Persönlichkeiten einzubinden.
20. Kooperationen mit „Teilehabenichts-Sachverständigen“ ermöglichen andere Formen der Öffentlichkeitsarbeit und der Projektarbeit, beispielsweise die Kommunikation über Handy – wenn es einem gelingt, in ein Handy-Netz vorzustoßen, Übergabe von Verantwortung an „Betroffene“ führt zu Ideen, Stolz, Selbstbewusstsein, neuen Publikumsgruppen.
21. Kooperationen mit diesen Sachverständigen ermöglichen andere Zugangswege. Sachverständige können im interkulturellen Kontext zum Beispiel junge Landsleute sein, die schon einen weiten Weg der Integration gegangen sind und für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund Beispiele gelingender gesellschaftlicher Teilhabe sein können – manche von ihnen haben noch nie einen studierten Türken gesehen oder dies überhaupt für möglich gehalten. Hier baut sich Respekt, Nähe und Solidarität auf, die Lust an Teilhabe weckt – etwas, was wir „Aborigines“ so nie erreichen können.
22. Notwendigkeit der Aktualität und Reaktionsfähigkeit auf virulente Themen und Konflikte.

### **Nachhaltige Konsequenzen kooperativer Arbeit**

23. Eine lange Reihe von Kooperationsprojekten hat zu einer guten Verankerung der Kulturarbeit des Bezirks und zu einem hohen Bekanntheitsgrad geführt. Aus jedem Kooperationsprojekt entwickelte sich ein feines Netz, und diese vielen Netze übereinander gelegt ergeben ein tragfähiges Netz, das auch Abstürze bei Luftnummern aushält – die müssen sein, sonst droht Stillstand, der Feind jeder Kulturarbeit.

24. Aus jedem Projekt bleiben Menschen, die Partner für zukünftige Projekte sein können, oder Sachverständige mit hohem Fach- oder Erfahrungswissen. Das ist mein größter Schatz.

25. Bei allen Gewinnen von Partnern im Freien Sozialraum: Wenn wir nicht eine verlässliche Kooperation mit Kitas und Schulen aufbauen, würden wir an den Großteil der „Teilehabenichtse“ unter den Jugendlichen nicht herankommen. Es gibt Ausnahmen, etwa wenn Künstler/innen über Streetworker oder beliebte Treffpunkte Kontakt bekommen. Aber der Erst- und meist auch einzige Kontakt läuft über die „Zwangsanstalt“ Schule, nur hier haben wir die kleine Chance, alle Kinder und Jugendlichen zu erreichen, vor den großen Selektionsprozessen.

Anhang

Teilnehmer/innenliste



Fachtagung Teile-Habe-Nichtse  
15.-16.02.2007 Bildungshaus Ottersleben/ Magdeburg

Nr.	Titel	Name	Vorname	Institution
1	Dr.	Ackermann	Arne	Stadtbibliothek Leipzig
2	Prof. Dr.	Apfelbaum	Birgit	Hochschule Harz (FH) FB Verwaltungswissenschaften
3		Artola	Cristina	
4		Becker	Kirstin	Freizeitheim Lister Turm Hannover
5		Beckmann	Kristin	Kurtheater Bitterfeld e.V. Kinderschutzbund Sachsen-Anhalt
6		Bergers	Helga	BKJ e.V. Remscheid
7		Bockhorst	Hildegard	BKJ e.V. Remscheid
8		Bojahr	Andrea	BAG Musik Süd-Westfalen
9		Böttger-Schmidt	Carola	Stadtjugendring Magdeburg e.V.
10		Brademann	Katrin	Landeszentrum Spiel und Theater Sachsen-Anhalt e.V.
11		Braun	Tom	LKJ Berlin e.V.
13	Dr.	Bulla	Hans Georg	Agentur für Erwachsenen Bildung
14		Cakirca	Damla	Stadt Dortmund, Dietrich-Keuning-Haus Begegnungszentrum Nord
15		Chaker	Hannah	BKJ e.V. Berlin
16		Chotjewitz	David	Projekt: Theater playstation
17		Classen	Ralf	Büro für Kultur- und Medienprojekte GmbH – Kinder- Kulturkarawane
18		Concilio	Christian	Projekt: Theater playstation
19		Derkens	Nepomuk	Bunte Kuh e.V.
20		Döring	Jesko	LKJ Sachsen-Anhalt e.V.
21	Dr.	Dutschko	Sabine	Paritätischer Wohlfahrtsverband Landesverband Sa.-Anhalt
22		Enders	Ulrike	LKJ Thüringen e.V.
23		Frohriep	Ulrich	Friedrich - Bödecker -Kreis e.V. MV
24	Prof. Dr. Phil.	Fuchs	Max	BKJ e.V., Deutscher Kulturrat
25		Gärtner	Sandy	LKJ Sachsen-Anhalt e.V.
26		Giese	Stephanie	Comenius-Garten, Berlin
27		Golla	Evelyn	LKJ Sachsen-Anhalt e.V.
28		Gössel	Sylvia	Netzwerk für deutsch-vietnamesische Jugendbegegnung Sachsen-Anhalt
29		Gronauer	Barbara	StrategieInnovation
30	Prof. Dr.	Grottian	Peter	FU Berlin, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften
31		Hempel	Stephanie	Jamliner Hamburg
32		Homberg	Uta	LAG Spiel und Theater Thüringen e.V.
33		Hörning	Karin	Begegnungsstätte MÜHLSTRASSE e.V.
34		Hörnlein	Tabea	Universität Hildesheim
35		Hornung	Martin	Theaterpädagoge
36		Hübner	Kerstin	BKJ e.V. Berlin
37		Johann	Jannis	University of Edinburgh, Graduate School of Social and Political Studies
38		Kaftan	Sabine	„Kunstlabor“ -Förderverein Jugendkunstschule e.V. Magdeburg
39		Kanter	Liane	Spielwagen e.V. MD
40	Dr.	Kaudelka	Karin	Dasa - Deutsche Arbeitsschutzabteilung der

				Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin
41	Prof. Dr.	Keupp	Heiner	Department Psychologie LMU München
42		Kliem	Anne	Kreativhaus Dresden
42		Klose	Rainer	Bundesarbeitsgemeinschaft Spiel und Theater e.V.
44		Kocea	Winfried	LAG Musik Süd-Westfalen
45	Dr.	Kolland	Dorothea	Kulturamt Neukölln
46		Kramer- Jaschinski	Ines	Projekt EmS Service Learning
47	Dr.	Kreuzer	Christine	FDP Bundestagsfraktion Referentin für Familie, Frauen, Jugend, Migration und Integration
48		Kühne	Annegret	Freie Graphikerin
49		Liebig	Ingrid	Jugendkunstschulen Kornhaus e.V.
50		Maedler	Jens	BKJ e.V. Berlin
51		Mannkopf	Lutz	FEZ – Berlin
52	Dr.	Marx	Carola	Projekt für Migranten, im Auftrag der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin/Brandenburg
53	Prof. Dr.	Meis	Mona-Sabine	Hochschule Niederrhein FB Sozialwesen
54	Prof. Dr.	Merten	Roland	Friedrich Schiller Universität Jena Institut für Erziehungswissenschaften Lehrstuhl für Sozialpädagogik
55		Müller	Klaus	Internationaler Bund Sachsen-Anhalt
56		Nierlein	Florian	Schwarzlichttheater Wernigerode – Harzer Schwimmverein WR 2002
57		Präkelt	Reinhardt	Stadt Dortmund, Dietrich-Keuning-Haus Begegnungszentrum Nord
58		Prautzsch	Janett	LKJ Thüringen e.V.
59		Reinecke	Corinna	MdL Sa.-Anhalt SPD
60		Reinke	Elke	Die LINKE.PDS (WASG)
61		Röthl	Carsten	ISSA e.V. Labyrinth
62		Scheurich	Dörte	LKJ Berlin e.V.
63		Schmidt	Rane	Frecher Spatz e.V. , Projekt VIP-Lounge
64		Schneider	Axel	LKJ Sachsen-Anhalt e.V.
65		Schoenen	Anne	
66		Schröder	Frauke	Stadtteilbüro Dulsburg
67		Schulze	Anke	KulturSzene Magdeburg e.V.
68		Schütze	Anja	BKJ e.V. Berlin
69	Dr.	Sitte	Petra	Fraktion DIE LINKE.PDS
70		Strutz	Hildegard	Kunstschule PINX Schwarmstedt
71		Teigler	Rolf	Institut 21
72		Thiele	Heike	Internationaler Bund Sachsen-Anhalt
73		Vierck	Henning	Comenius-Garten
74		Vogt	Stefan	Freiwilligen Agentur Halle Saalkreis e.V. Freistil _ Jugend engagiert in Sachsen-Anhalt
75		von Behr	Hanna	FOKUS e.V. Forum Osnabrück für Kultur und Soziales
76		Wegner	Jörg	
77		Weidt	Angela	„Kunstlabor“ Förderverein Jugendkunstschule e.V. Magdeburg
78		Winter	Ilona	Frecher Spatz e.V., Projekt VIP Lounge
79		Wolter	Heike	OK Live Ensemble u. Jugendkunstschule Barleben – Wolmirstedt e.V.
80		Wolter	Herbert	Kunstschule PINX
81		Zache	Dirk	Westfälisches Industriemuseum